Wetterbergh, Carl Anton,

Sammlung schwedischer Novellen

Bd.: 1

Leipzig 1856

Daheim.

Ein neues Genrebild aus dem Alltagsleben

von

Onkel Adam

(Dr. C. A. Wetterbergh.)

B//

Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf.

I

Leipzig 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Pesth 1856.
C. A. Hartleben.

Daheim.

Axel Friman an Ernst Malmén.

„Dort bei der Kirche," sagte Herr Mormell lachend „wohnt ein Philosoph — ha, ha, ha! — ein wirklicher Philosoph!"

Nun steht es so, daß Herr Mormell selbst kein Philosoph war. Er war ein praktischer und kluger Landmann, der niemals von andern Dingen redete, als über Grabenziehen, Getreidepreise und die neueste Branntweinverordnung, dieses segenbringende Gesetz, welches Schweden so ruhig und glücklich macht: eine ganze Welt kann in Trümmer stürzen und man merkt es nicht, wenn nur die Branntweinblase nicht mit umgeworfen wird — mit einem Worte: Herr Mormell, welcher übrigens ein sehr ehrenwerther Mann war und außerdem, wie es in der Kunstsprache heißt, zu der „gebildeten Klasse" gehörte, redete nie über etwas anderes, als über Blasenraum und Kochplatz und Abzugsröhren und Maisch — es wird nicht mehr gefordert in der gebildeten Societät, wenn man nämlich einen Frack trägt und mit dem Propst der Gemeinde Brüderschaft getrunken hat.

„Er ist ein lächerlicher Kerl, dieser unser guter Gran! Er arbeitet die ganze Woche hindurch, als ginge es für das blanke

Leben, und seine Schwester sitzt und spinnt oder webt; und so rasirt und wäscht er sich fein am Samstagabend und am Sonntag geht er gleich andern Leuten in das Gotteshaus; damit aber hat die Geselligkeit ein Ende. Am Sonntagsnachmittag sitzt er mit seiner Schwester in dem oberen Geschoß, das heißt: in dem Giebelzimmer, welches tapezirt ist, und so lesen sie — Gott weiß was — Ja, Gran kauft Bücher auf allen Auctionen und wirft vieles Geld weg für den Plunder — ha ha ha! — nicht wahr, ein lustiges Modell! — Nein, meine Herrschaften," fügte Herr Mormell hinzu, „außer Theor, den man mich zu kaufen verführte, und Törne's Erfahrungen in der Landwirthschaft und Hjelm's Salpeterbuch (denn sehen Sie, ich hatte mehre Jahre lang eine Scheune), habe ich mit Ausnahme des Wortes Gottes, und dieses von meiner seligen Frau, kein einziges Buch in meinem Hause, sie kosten nur Geld und schaffen gar keinen Nutzen — wer will wohl ein altes Buch haben? — Doch so ist dieser Gran."

„Vielleicht, Bruder, wünschest Du eine Partie auf dem Bretspiele?" fragte der Propst.

„Ja, ja, ach so! der Herr Bruder glaubt wohl, ich werde wieder ein „Johannes" werden, wie letztens? Ja, das war schön, Bruder! Doch das kommt daher, weil Du verwegen spielst und Deine Bänder sprengst, einzig und allein um einen andern armen Menschen zu schinden; doch wir werden ja sehen!" Mit diesen Worten setzte er sich an das Bretspiel, und warf so, daß es im ganzen Hause widerhallte.

Hier lassen wir die alten Herren in Ruhe.

„Diesen Gran," sagte ich zu einem Herrn, der senkrecht an der Wand stand, „kennen Sie diesen Gran, Herr Magister?"

„Ja, er ist ein Drechsler, ein Menschenhasser."

„Wie? ist er das? Haßt er die Menschen?"

„O ja, man sagt so von Leuten, welche selten mit Andern umgehen, sonst ist er ein gutmüthiger, sehr hülfreicher Mensch. Ist jemand krank unter seinen ärmeren Nachbarn, so kocht ihnen die Schwester Suppe, und der Meister geht hin und hilft so viel er kann — ja, das thut er — mit einem Worte: er ist ein sonderbarer Mensch, aus dem niemand klug wird."

„Nun, hat er denn einige Bildung?"

Der Magister zog die Augenbrauen in die Höhe. „Bildung? O ja — was kann das sein? Man kann sich den Grad der Bildung eines Drechslers wohl vorstellen: Kenntnisse ohne Plan und Zusammenhang. Er sagt nicht viele Worte, bisweilen aber macht er den Sprachkasten auf und schwatzt eine Menge von Radoterien."

Der Magister, das heißt: der Adjunkt im Hause, der ganze zwei Semester an dem Lehrsitze Upsala Studien getrieben hatte und darauf in den Dienst der Kirche getreten war, um die eingesammelten hohen Ideen auszuminutiren, war ein langer, weißhaariger junger Mann mit einem Paar Augen, die gleichsam etwas Vornehm-Schläfriges besaßen. Dergleichen Menschen sind eben Diejenigen, welche mit der größten Bestimmtheit über die Seeleneigenschaften ihrer Mitmenschen aburtheilen. Sie sind ähnlich den Compaßnadeln, welche sich etwas schwerfällig auf ihren Stiften bewegen, und sich also daran nicht kehren, wohin die Quelle des Magnetismus sich versetzt. Die zeigen unaufhörlich nach der Gegend hin, welche Norden war, als sie justirt wurden, und halten alle andern, die ihre Richtung ändern, für Narren, weil eine geheime Kraft ihre Bahn im Kreise lenkt.

Gleichwohl war der Abend nicht geeignet zu Betrachtungen, denn hier war ein Fest; es war der Namenstag des Propstes, der Tag Petri, welcher seit alten Zeiten gefeiert

worden war von der Verwandtschaft, die sich an demselben ungebeten einfand. Auch hatte die Propstin Wein und Pfefferkuchen die Menge in Ordnung, und schäumendes Bier stand in der silbernen Kanne. Der Tag war also ein Festtag, und das war er schon dreißig Jahre lang gewesen. Vor sechs und zehn Jahren war der Pfarrhof munterer gewesen, als jetzt: damals gab es dort zwei hübsche Mädchen, welche jetzt Frauen geworden waren, und gewöhnlich an dem Ehrentage des Vaters nach Hause kamen; doch in der Gesellschaft eines Mannes und einiger Kinder, welche sie begleiteten, und noch dazu vielleicht eines, welches schrie. Mit einem Worte: das Haus war gesprengt, es war umgezogen; der Pfarrhof hatte seine Blumen verloren, und diese wuchsen jetzt auf einem andern Erdreiche, und schossen neue Triebe, bis auch an sie die Reihe kam, das ganze Jahr hindurch allein zu stehen.

So geht es! Man kann nichts Oederes sehen, als ein altes Paar, welches in seinem Neste sitzen bleibt, nachdem die Jungen ausgeflogen sind. Dort hängen noch die Silhouetten, einige Gemälde, welche die frohen Kinder ehemals gezeichnet oder gestickt haben; dort sind noch eine oder ein paar Lauben, in denen sie ehedem gespielt haben; doch sie selbst sind hinweg: sie sind große und verständige Menschen geworden. Ach! es wäre hart, ein großer und verständiger Mensch zu werden, wenn man nicht wüßte, daß man noch einmal ein Kind werden würde, und zwar in einer Welt, wo die Kinder Kinder sein dürfen und nicht gezwungen werden, berechnend und klug zu werden und sich in die gewöhnliche Zwangsjacke einspannen zu lassen.

Es geht uns Menschen wie den Zwiebacken auf einer Platte: sie sind rund und bestimmt es zu sein; doch die Schwere bewirkt, daß sie unten platt und oben aufgeschwollen werden;

und wenn sie nun aus dem Fegefeuer des Lebens, dem Ofen, herausgeholt werden, wo ihre edlen Eigenschaften gebacken werden sollten, so sind sie sehr oft viereckig: sie sind zusammengegohren, der eine hat sich nach dem andern gerichtet, und alle haben ihre Form verloren. Mit einem Worte: wir stehen allzu enge auf der Platte und gähren allzu sehr über das Geringe, welches wir zu begreifen vermeinen, und darum werden wir nicht rund, sondern viereckig.

Doch nein! das sieht nur so aus, ist aber doch nicht so.

Gehen wir inzwischen zurück zu dem Philosophen.

Es vergingen nicht viele Tage, so machte ich eine Ausflucht von dem Pfarrhofe, wo ich mich als Gast aufhielt. Ich benutzte einen Sonntagsnachmittag, an welchem, wie ich wußte, der Meister Gran in seinem Putzzimmer saß und las, anstatt wie ein andrer Christenmensch Karten zu spielen.

Der Drechsler Gran hat sich an dem Abhange einer Anhöhe in der Nähe der Kirche ein Häuschen erbaut, dessen Giebel dem Wege zugekehrt ist. Es liegt ziemlich hoch, und eine reinliche Treppe führt hinauf auf die Terrasse, wo es steht. Das Haus selbst sieht zu gleicher Zeit bescheiden und wohnlich aus, umgeben von Büschen und Bäumen, und beschattet von einem Birkenwalde, der an dem Saume der Anhöhe endigt. Nur ein einziges Fenster blickt auf den Weg hinaus, nämlich das, welches der Sonntagsstube angehört, und daß dieses ein Festzimmer ist, das ersieht man schon daraus, daß ein Paar gut ausgeschnittene Pappjalousien in dem Fenster stehen.

Ich war auf den Rath verfallen, meine Uhr ginge schlecht und müßte gerückt werden, denn der Meister Gran war auch der Uhrmacher der Gegend, „und recht geschickt in mechanischen Künsten und dergleichen,“ wie Herr Mormell auf Stektorp sich ausdrückte.

Man mußte mich gleichwohl bemerkt haben, als ich kam; denn der Meister Gran kam mir an der Hausthür entgegen und sah recht verlegen aus. Der Mann war etwa funfzig Jahre alt, nichts aber verrieth Schwäche und Alter. Im Gegentheil: er war eine kraftvolle Gestalt, obgleich er nicht groß war, und er hatte gar nichts in seinem Gesichte, was verrieth, daß er die Welt langweilig fand, dagegen aber deutliche Zeichen, daß ich ihm ungelegen käme.

„Guten Tag, Meister Gran! — Es ist doch wohl der Meister Gran?"

„Ja!"

„Meine Uhr geht nicht gut, ich wollte bitten, sie einmal anzusehen." Mit diesen Worten zog ich die Uhr aus der Tasche.

Der Meister öffnete ein Zimmer im Erdgeschoß, eine kleine Stube zur Linken (die Drechslerwerkstätte war rechts), betrachtete flüchtig meine Uhr, schloß einen Schrank auf, hängte dort die Uhr hin, verschloß, nahm ein Stück Papier und fing an zu schreiben.

Da stand ich nun hübsch ohne meine gute Uhr, über welche der Meister mir eine Quittung gab. So geht es, wenn man lügt.

„Aber," sagte ich, „hm! ich glaube kaum, sie ist bedeutend beschädigt: sie geht nur ein wenig nach."

„Ja, ich werde sie justiren."

„Wenn Sie sie jedoch ansehen wollten, so . . ."

„Ja, morgen."

„Wie? ach so! Doch jetzt . . ."

„Heute ist Sonntag, und da arbeite ich nicht."

„Ja, ja, ach so" — ich war in der That verlegen — „ja, ja; doch . . ."

Meister Gran erhob seine großen, klaren Augen und sah mir so gerade in die Physiognomie, daß ich die meinigen niederschlug.

„Sie meinen wohl, ein Arbeiter soll immer arbeiten? Doch wenn für die Bedürfnisse des Leibes sechs Tage angeschlagen sind, so meine ich, die Seele könnte wohl über einen disponiren dürfen.“

„Ganz richtig, Meister Gran! darin haben Sie ganz Recht, obgleich man im Allgemeinen so nicht denkt — und“ — (Ich hatte die Absicht, mich an einigen allgemeinen Betrachtungen festzuhalten.)

„Wünschen Sie sonst noch etwas, Herr?“ fiel mir der Meister ins Wort.

„Nein! aber ich wünschte wohl hier einen Augenblick zu sitzen und zu plaudern.“

„Ach so! — Nun, und worüber denn? Ich kann nicht über viele Gegenstände plaudern.“

„O ja, Meister Gran: es giebt viele Gegenstände hier in der Welt.“

„Ja.“

„Und so kann man mit einander reden, und auf diese Art lernt man sich gegenseitig kennen.“

Der Meister lächelte, nicht ohne einen Anstrich von Satire. „Meinen Sie das, Herr?“

„Ja, Meister! Ein Austausch von Ideen ist immer nützlich, und . . .“

Der Meister Gran betrachtete mich wiederum mit seinen lebhaften großen Augen, und ich schlug die meinigen zu Boden — das ging wie durch einen Mechanismus: es war ein sonderbares Augenpaar, obgleich sie gut und rein waren.

„Sie reden da von Austausch,“ sagte er lächelnd. „Wenn ich nun aber nichts zu geben hätte, das Sie haben wollen, und Sie . . .“

„Nichts haben, was Meister Gran haben will . . .“

„Ja, ungefähr so . . . Nun?“

„So wird nichts aus dem Handel; so arm aber sind wir doch wohl nicht.“

„Ja, Herr! Ich bin ganz blutarm an dergleichen Kram, den die Herrschaftsleute Ideen nennen. Dasjenige, woran ich denke, ist von solcher Art, an welche Sie niemals denken. Nun wohl: Sie wissen wohl, daß ich für mich allein zu leben pflege?“

„Ja! doch warum hassen Sie denn die Menschen?“

„Wer hat das gesagt? Ich meine nur, sie sind langweilig, und meine Schwester hat einerlei Meinung mit mir. Und warum sollte ich mich denn gerade am Sonntage langweilen, da ich an den übrigen Tagen keine Zeit dazu habe? Sie meinen, ich sollte richtig darauf aus sein, an dem siebenten Tage mich ganz gehörig zu langweilen; oder meinen Sie, es wäre so unterhaltend, den alten Küster zu besuchen, der von nichts anderem redet als von Auctionen, oder den Nämndeman im Müllerhofe und Andere, die meines Gleichen sind?“

„O nein, Meister! Sie könnten sehr gut mit den Herrschaften umgehen.“

Der Meister schwieg, schlug aber wiederum die Augen auf und blickte mich an mit einem Ausdruck, welcher zur Folge hatte, daß ich die meinigen offen behalten konnte, aber nur unter der Bedingung, lachen zu dürfen. Und ich lachte.

Der Meister verzog seinen Mund nicht im mindesten, die Augen aber hatten einen solchen Ausdruck, sahen mich so fragend an, daß ich den Mann verstand und sagte:

„Es sieht so aus, als meinten Sie, das hieße aus dem Regen in die Traufe kommen."

„Nein, nein, Herr! Doch haben Sie nun die Güte an einem andern Tage wieder zu kommen. Meine Schwester erwartet mich oben."

„Verzeihen Sie! Aber ich wünschte Sie kennen zu lernen, bester Meister."

„Das ist unmöglich."

„Wie so?"

„Weil ich mich selbst nicht einmal kenne."

„Gut gesagt! doch hören Sie, Meister! Ich komme oft wieder — erlauben Sie das?"

„Ja, an den Wochentagen, wenn ich drechsle, da ist es recht angenehm, wenn jemand neben mir sitzt und plaudert und Ideen austauscht," sagte er satirisch.

„Mit der Drechselbank!" fügte ich hinzu. „Adieu, Meister! Jetzt kenne ich Sie: wir müssen gute Freunde werden! Sie sollen mich kennen lernen, und ich Sie. — Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Herr! die Uhr soll bald fertig werden, und da schicke ich sie Ihnen in den Pfarrhof."

Zweiter Brief.

Sonst bin ich, wie Du weißt, so munter; heute aber bin ich ernst. Ich kann dies ebenfalls sein, doch beruht es nicht auf mir selbst. Ernst ist etwas ganz anderes als Traurigkeit — ich bin also froh; doch auf eine Weise, wie ich es niemals

gewesen bin. Je mehr meine Bekanntschaften sich erweitern, desto mehr lerne ich, desto bessere Menschen finde ich. Die Sonnenblumen mit ihren ungeheuren Blumenköpfen, die sich nach echter Glücksuchermanier nach der gnädigen Sonne wenden, sie mag nun auf- oder untergehen, stehen stets am höchsten auf dem Blumenbeete; doch die Viole, dieses einfache, bläuliche Blümchen, versteckt sich im Grase; man muß es suchen, wenn man es sehen will.

Also wurde ich bei meiner Herkunft zuerst bekannt auf Lagerhyttan, woselbst der Brukspatron Mannerberg wohnt und residirt.

Onkel Propst mit Familie und „Fremden" (NB. ich, der Magister Friman) waren zu Mittag eingeladen. Es war die Anordnung des Alten, sagte die Patronin; denn, sagte sie, es macht meinem guten Alten so große Freude, einige nähere Freunde bei sich zu sehen.

Noch nie in meinem Leben habe ich einen glücklicheren Alten gesehen, als den Patron Mannerberg; denn es waren ihrer wenigstens achtzig Personen beiderlei Geschlechtes außer den Wirthsleuten und ihren Kindern: Nr. 1 der junge Patron Pär*), eine blasse, lange Gestalt, an Gang und Wuchs so, daß man an einen Aal denkt, wenn man ihn sieht; Nr. 2. Mamsell Josephina, ebenfalls mager und bleich, etwas eckig, als Genie bekannt, schreibt Verse und hielt mich eine ganze Stunde warm mit einer Charakteristik über Jean Paul, wobei ich denn erfuhr, daß sie seine Vorschule der Aesthetik gelesen hatte; ferner über Tasso und Lord Byron. Von etwas Schwedischem war gar nicht die Rede, außer von Geijer's Wiking, der recht niedlich ist. Jetzt kennst Du sie. — Nr. 3 der Sohn

*) Abkürzung für „Peter." Anm. des Ueb.

Figge*): Beschäftigung unbestimmt, sieht gut aus, hat Pferde und Hunde und trägt gerne lederne Beinkleider und Stülpstiefeln; ist Kadett gewesen, ihm wurde aber so übel von den Cameraden mitgespielt, daß Mama ihn nach Hause nahm, und No. 4 Mamsell Elise, so genannt nach Elise oder das Weib in seiner Vollkommenheit, welches Buch die Mama las, als das Kind einen Namen erhalten sollte. Elise spielt gut auf dem Piano, sieht auch recht gut aus, ist fröhlich und niedlich und kann mit zehn Personen zu gleicher Zeit reden, das heißt: sie hat Gesellschaftsgaben; wird eine gute Frau für einen Mann, dem das Geld nicht fehlt.

Papa selbst ist noch nicht alt, so daß es ihm eben schadet. Er verheirathete sich früh mit einer alten reichen Kaufmannstochter, um welche niemand anzuhalten wagte, denn man kannte sie als ein wenig heftig: sie wurde so leicht „betrübt" über die Mägde, daß diese sie beklatschten und sagten, sie wäre ein wirkliches Ungeheuer — und es blieb keine länger als ein halbes Jahr, so daß ihrer viele wurden. Da nun aber ein Mann nicht nach jedem halben Jahre ziehen kann, so wagte es keiner, sich um ihre Hand zu bewerben, bis der Patron Mannerberg kam. Er war ein tranquiler junger Mann mit hellem Haar, geneigt zum Fettwerden und zu Geschäften; er meldete sich, erhielt das Jawort und binnen vier Jahren vier Kinder, welche die Masern, die Bräune und die sämmtlichen Apothekerwaaren der Mama glücklich überlebten.

Die Mama selbst ist etwa funfzehn bis zwanzig Jahre älter als der Papa, aber noch jugendlichen Gemüthes, und die Alte tanzt so, daß es jämmerlich aussieht.

*) Schwedische Bezeichnung für „Friedrich." Anm. d. Ueb.

Der Patron Mannerberg ist reich, sehr reich: er hat das Vermögen ganz bedeutend vermehrt, und kann jetzt kurz sein gegen seine Mariana, wenn sie ja zuweilen „betrübt" wird über ihn. Da pustet er — denn er ist sehr fett — und sagt: „Nimm Dein Geld mit Zinsen und reise und packe Dich so weit der Weg reicht" — und so weiter — „ich komme ohne Dich zurecht."

Da fließt denn eine Thränenfluth, und dies ist die eigentliche Krise.

In dem Hause sieht es so so aus, und darum leben sie sehr viel auf eine Weise, welche man in der Kürze „abwesend daheim" nennen könnte. Keine Woche geht hin ohne Einladungen, große und kleine, und dazwischen sitzen dort ein paar Nähmamsellen und nähen für die Patronin und für die Mamsellen. Die Geschwister ziehen nicht recht gleiche Stränge: Pär meint, daß Figge allzu viel kostet, und Figge meint, daß Pär allzu geizig ist — wahrscheinlich haben Beide Recht. Josephina meint, daß Elise allzu wenig Geschmack für die Literatur hat und allzu viel auf dem Piano klimpert, und Elise meint ganz einfach, daß Josephina langweilig ist — und darin kann sie Recht haben.

Inzwischen war der Abend recht munter. Die Herren — nämlich die älteren — spielten in dem einen Zimmer, und in dem großen Saale tanzte die Jugend nach Regimentsmusik — ja, mein Bruder! das ging hoch her.

Wir waren da bis um zwölf Uhr, denn früher ging der Mond nicht auf, und hier auf dem Lande sind keine Laternen in Gebrauch, sondern man verläßt sich auf die himmlischen Lichter und auf eine gute Eigenschaft, welche die Pferde besitzen, nämlich, daß sie sich selbst nach Hause finden und den Wagen mitnehmen. So kamen wir denn nach Hause, der

Onkel Propst, die Tante und ich nebst dem Magister, welcher sich nach langer Disputation auf den Rücksitz im Wagen setzte und mich auf dem Kutschbock im Freien sitzen ließ. Als wir zu Hause angelangt und in Ordnung gekommen waren, sah der Propst nach der Uhr, die ganz allein zu Hause gewesen war und den leeren Wänden ein fugit irreparabile tempus vorgepredigt hatte.

„Es ist zwölf — die Zeit geht doch vorwärts bei dergleichen Anordnungen," sagte er.

„Aber, mein Lieber, bei Andern ist es gut, doch daheim immer am besten."

„Ja, versteht sich," war unsre Antwort; „daheim ist es doch immer am besten."

Es waren die Sonnenblumen des Kirchspieles, welche wir jetzt auf dem Beete besucht hatten, und ich glaubte, es wäre damit alles abgethan, wenn man passende Bekanntschaften machen wollte. Der Drechsler ist unter meinem Stande, verstehst Du; und nur eine Curiosität — ich weiß, wer ich bin.

In dem Pfarrhofe sind keine Einladungen außer am ersten Mai oder dem Anfange des Dienstjahres der Geistlichen. Es liegt eine feine Satire darin, das Dienstjahr der Geistlichen mit dem Tage beginnen zu lassen, an welchem ein Bachusfest im ganzen Lande gefeiert wird*). Kurz: hier giebt es keine

*) Die sämmtlichen kirchlichen Beamten Schwedens treten ihr Amt an diesem Tage an. Stirbt ein Geistlicher z. B. den 2. Mai, so reicht für die Wittwe das Dienstjahr ihres Mannes bis zum folgenden 1. Mai und nun beginnt erst das Gnadenjahr, welches wohl durch königliche Gnade verdoppelt, ja vervierfacht werden kann. — Ueberdies ist der erste Mai in Schweden ein Volksfest, an welchem das Volk aus dem langen Winterschlafe erwacht und „sich Mark in die Knochen trinkt."

Anm. d. Uebers.

Einladungen zu großem Aerger des Adjunkten, der sehr gern junge Leute sehen möchte.

Was ereignete sich jedoch? Ich war hier zwei Monate lang gewesen, als an einem schönen Sommertage um drei Uhr ein alter Rumpelkasten auf den Hof gerollt kam. Der Wagen, die Pferde, der Knecht, alles gehörte dem Propst. — „Was giebt es, Tante?" fragte ich.

„Ja, siehst Du, wir haben die Kapitänin holen lassen: sonst kommt sie in ihrem Leben nicht zu uns."

Ich eilte mit der Tante und dem Propstvater hinaus und stieß auf den Magister, welcher in voller Fahrt in das Nebengebäude stürzte, in welchem das Adjunktenzimmer belegen ist, dem Brauhause gegenüber, welches sich unter demselben Dache befindet. Der Wagen war voller Damen, die alle um und durch einander schwatzten. Aber so waren es auch vier Mädchen und eine Frau Mama. Es war eine wirkliche Freude, sie aus dem Wagen zu heben. Ein paar von ihnen waren recht hübsch, hatten geschwisterliche Aehnlichkeit mit einander und waren dem Alter nach gleich den Orgelpfeifen, tripp, trapp, trull von der Mitte der zwanziger bis herab auf achtzehn oder neunzehn, was die jüngste etwa sein konnte. „Die Kapitänin Odelstam!" präsentirte der Propst, vergaß jedoch zu sagen, wer ich war. Da ist man gegenseitig in einer schönen Lage: es ist schwer, vorzutreten und zu sagen: „ich bin ein neugebackner Philosophiä-Magister; habe Kenntnisse in meinem Kopfe verwahrt nach der Appert'schen Methode, so daß sie sich frisch erhalten unter dem Transporte über den Ocean des Lebens und beim Jubelfeste nur etwas angekommen befunden werden; — ferner ist mein Name Axel Friman, zu Ihrem Dienste!" — Es ist klar, daß alles dergleichen auf Umwegen geschehen muß. — Ich machte mich interessant vor den Fräu-

lein, indem ich die Promotion, und darauf den Ball beschrieb: jetzt wußten sie recht gut, daß ich der fremde Magister war, der jetzt im Pfarrhofe wohnte. Inzwischen schienen diese Leute eben so wenig von der Welt zu wissen, wie diese von ihnen.

Ich konnte verstehen, daß die Tante aus reiner „Barmherzigkeit" gegen die armen Mädchen, „die niemals auskommen, wenn man sie nicht holen läßt," die alte, eierförmige Berline mit einer Einladung abgeschickt hatte.

Eine solche Einladung war, will ich glauben, ein wirkliches Evenement auf Lundby, woselbst die Kapitänin das Wohnhaus und den Garten gepachtet hatte — und das war nicht theuer, denn Lundby war gleich so manchem andern Herrensitze in Bauernhände übergegangen, und das Corps de Logis würde unbewohnt gestanden haben, wenn die Kapitänin es nicht gemiethet hätte für einen zwar niedrigen Preis, den jedoch der Besitzer fast zum Geschenk erhielt.

Es ist klar, daß ich mich mit den Mädchen abgab, und dabei befand ich mich recht wohl; denn ich entging der Pein, etwas über Schiller und Jean Paul oder über Componisten und Spektakel und dergleichen mehr, was im Gesellschaftsleben zu allen Arten von Speisen angewendet wird, zu vernehmen.

Inzwischen waren diese Mädchen keineswegs bauernblöde: die jüngste sah mir so ehrlich in die Augen, als wäre ich ein altes Familienportrait und nicht ein junger und — wie ich glaube — hübscher Kerl. Sie hatten weder etwas von der Blödigkeit der Ungebildetheit, noch von der gezierten Verschämtheit der Ueberfeinerung. Mit einem Worte: es waren recht angenehme, ja süße Mädchen, — arm (in Parenthese gesagt) „arm" waren sie — ei! ei!

Auch redete der junge Herr Figge Mannerberg, welcher einige Tage später auf seiner stattlichen Stute den Pfarrhof

besuchte, mit vornehmer Verachtung über die Kapitänin und die vier Fräulein. „O ja; sie sehen ziemlich gut aus; o ja; sie taugen zum Weben und dergleichen! doch welche Bildung können sie wohl erhalten? Die Alte ist ja nicht im Stande, einmal ein altes Klavier zu kaufen.“

„Es ist doch recht sonderbar,“ sagte ich, „daß diese Fingerfertigkeit als ein sine qua non für die Bildung eines Mädchens angesehen werden soll.“

„Ja, gewiß — und noch dazu müssen sie Sprachen lernen — diese können ja nur so schlechtweg schwedisch.“

„Ja, das ist recht schön so!“ wendete ich ein; denn ich ärgerte mich über den mit Reiterstiefeln ausgesteuerten ehemaligen Kadetten, der von Bildung schwatzte und mit der Reitpeitsche um sich her fächelte.

„Ha, ha, ha! Sie meinen es wohl nicht so, Herr Magister? — Ha, ha, ha!“

„Ja wirklich: es wäre gut, wenn unsere Mädchen sich mehr damit beschäftigten, gute schwedische Bücher zu lesen, als daß sie die Zeit verschwenden, zwei bis drei fremde Sprachen in sich hineinzustopfen.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Herr Figge, „und weiter?“

„Ja wahrhaftig, klingt es nicht erbärmlich, wenn man eine junge Dame schwatzen hört über die Literatur Frankreichs, Englands und Deutschlands, wenn sie eine Masse von erdichteten Intriguen aus Richelieu's Zeiten, über den Kampf der weißen und rothen Rose und über Cromwell kennt, nicht zu erwähnen Carl den Fünften und Philipp von Spanien und Artevelle — alles nämlich halbwahr aus Romanen — und wenn man da à propos bei Richelieu den Namen Axel Oxenstjerna nennt, so erhält man die Antwort: „den kenne

ich nicht persönlich; doch Tante saß im vorigen Jahre mit der Gräfin im ersten Range des königlichen Theaters."

„Ha, ha, ha! eine lustige Geschichte! Sie haben Ihre Ansichten, Herr Magister!"

„Ja wirklich, man bekommt Ansichten, wenn man ein wenig nachdenkt," sagte ich. „Sonst werden Sie wohl zugeben, Herr Mannerberg, daß unsere jungen Damen so unaufhörlich sticken, musiciren, sich mit der Grammatik und dem Lexikon langweilen, expliciren und sich im Sprechen einer Sprache üben müssen, welche die meisten in ihrem ganzen Leben gar nicht weiter anwenden, anstatt ein wenig Geographie oder Geschichte, ein wenig populäre Naturwissenschaft und andre Dinge, die eine wirkliche Bildung geben, zu lesen. Von Allem, was einem Menschen wirkliche Bildung, das heißt Wissen, verleiht, läßt man das Weib nicht ein Wort lernen, und bringt ihr den Glauben bei, daß die Bildung nur in dergleichen Dingen besteht, womit sie vor Fremden brilliren kann. Wenn sie nun aber einen eigenen Herd bekommt, so kann sie nicht Fremde genug zusammenbringen, welche sie bewundern — und dann?"

„Und da wird ihr die Zeit lang — ja, das ist verdammt sicher," meinte Herr Figge. „Es ist ein Satanszeug mit dieser Mädchengelehrsamkeit. Bisweilen können sie außerdem einen Mann verteufelt verlegen machen, ohne daß sie Naturwissenschaften gelernt haben und solche Dinge, die nur den Gelehrten zukommen, zum Beispiel Ihnen, Herr Magister. Der Teufel selbst möchte nicht im Stalle stehen mit einer Frau, welche wüßte, was ein Barometer oder ein solcher Wetterprophet für ein Ding ist. Ich hörte auf Carlberg*) den Lektor

*) Ein ehemaliges königliches Lustschloß ganz in der Nähe von Stockholm, jetzt eingerichtet zur Kriegsakademie, in welcher die Kadetten unterrichtet werden. Anm. d. Uebers.

eine ganze Menge darüber schwatzen, wie die Luft wiegt und mehr dergleichen — ha, ha, ha! — Es wäre mir wahrhaftig schön, eine Frau zu haben . . ."

„Welche wüßte, daß die Luft Gewicht hat? wäre das wohl so gefährlich?" fragte ich.

„Ja, verdammt gefährlich! Sollte ich mich vielleicht zwingen lassen, große Scharteken zu lesen, um mit meiner Frau reden zu können?"

„Ja, das könnte gar nicht schaden."

„Ja, doch zu keinem Nutzen wäre es. Ich lebe doch ganz ruhig und lasse die Luft schwer sein wie Blei, wenn sie will; denn sehen Sie, meine Mutter will, ich soll im nächsten Jahre ein Gut übernehmen."

„Verstehen Sie sich auf die Landwirthschaft?"

„Ich? — Nein!"

„Und dennoch wollen Sie ein Landmann werden?"

„Ja gewiß. Wenn ich das Gut mit Inventarien und Allem bekomme, so nehme ich mir einen tüchtigen Inspektor, der die Sache versteht; weiter ist nichts nöthig. Mein Vater versteht auch ein ganzes Theil von dem, was dahin gehört. Und dann heirathe ich; doch behüte mich Gott vor einer gelehrten Frau!"

„Ja, behüte Sie Gott!"

Ja, das heißt gebildet sein! Oder was sagst Du, Bücherwurm? Bildung ohne Wissen — das ist gebräuchlich und geht vortrefflich.

Lebe wohl! Schreibe mir, wenn die Kalbfellfreunde die Zeit dazu gestatten.

A. F.

Ein altmodisches Pfarrhaus.

In der Sakristrei der Ljungatorper Kirche hängt eine ganze Reihe ehemaliger Pastoren. Ein Theil von diesen Gemälden ist übel mitgenommen von dem Zahne der Zeit, weil die Geistlichkeit unter allem Weltlichen auch sehr oft vergißt, der gebrechlichen Erinnerungen an ihre Vorfahren zu pflegen, etwas, das eben so gut Stumpfsinn als priesterliche Verachtung gegen das Vergängliche beweisen kann. So war inzwischen der Fall mit den Portraiten in der Sakristei von Ljungatorp, welche nach der Zeit, da der Propst Ambjörnsson zu Ende des achtzehnten Jahrhundertes sie hatte aufputzen lassen, die schwere Probe einer Kirchenreparation bestanden hatten, und eine solche ist in Ljungatorp, wie überall, gleichbedeutend mit einer Zerstörung aller Erinnerungen, eine vandalische Behandlung alles dessen, was ehemals heilig und schön gewesen ist und jetzt ersetzt wird durch Sudeleien „auf Entreprenade." Diese Zerstörungswuth, diese Uebertünchung und nachlässige Behandlung aller Erinnerungen von ehemals, welche sie enthalten, unterscheidet unsere Zeit scharf von der Vorzeit. Damals liebten sowohl die Gemeinde als auch der Pastor ihre alte Kirche, sie hielten dieselbe und die Zierrathen für etwas Heiliges, ja selbst die grauen Mauern des Tempels, selbst die alten Wappen, welche die innern Wände zierten, erweckten fromme Gedanken bei dem Volke und bei dem Pastor. Jetzt dagegen will man ein prächtiges Zimmer haben, worin man zusammenkommt; daher baut man seine Kirchen einem Tanzsaale so ähnlich wie möglich. Der Pastor will ein

schmuckes Amtszimmer haben und das Volk etwas Herrschaftliches, um wenigstens an den Sonntagen sich darüber freuen zu können, daß das gemeinschaftliche Gebäude eben so prachtvoll ist, wie das Staatszimmer des Patrons.

Dieser neue Geist, der wenigstens nicht kirchlich ist, hatte inzwischen bewirkt, daß die alten Portraite unter der ganzen Reparation in einem Winkel hatten liegen müssen und mit Kalkstaub und Dachtraufe bedeckt worden waren. Als endlich der entreprenirende Baumeister seine Arbeit zu Ende gepfuscht hatte, fand man sie unter anderem Plunder und sie sollten auf den Boden gebracht und dort mit den versiegelten Branntweinblasen der Eingepfarrten verwahrt werden; einige derselben hatten jedoch nach der Ansicht des Pastors allzu schöne Rahmen, und darum wurden sie zuletzt in der Sakristei aufgehängt. Dieses ist die Ursache, warum wir hier ein Gemälde treffen, das einen Patriarchen mit weißen Haaren darstellt, mit einer Kalotte, wie die alten Propste sie sich bestanden, ehe noch die Perrücken mit zottigen Locken den Kopf eines alten Mannes zierten.

Man betrachtete gerne diesen schönen Greisenkopf; er hatte etwas so Reines an Form und Zeichnung, daß es in dem berühmten Gemälde des Leonardo da Vinci über das heilige Abendmahl einem Apostel gepaßt haben würde. Inzwischen hatten die dunkeln Augen etwas Brennendes; ein kühner, starker Geist hatte darinnen gewohnt, und klare Gedanken in der hochgewölbten, unter hellblauen Adern gefurchten Stirn. Auf dem Rahmen stand: Petrus Ambjörnsson, Pastor et Praepos. in Ljungatorp. Nat. MDCCXII. Denatus MDCCXCIII. Diese beiden Jahreszahlen und der Name waren nun alles, was von einem Manne übrig war, der sechzig Jahre lang in dieser Gemeinde gelebt und gewirkt hatte.

Er war ein Mann Gottes, ein gewaltiger Gesetzesprediger gewesen: dies wußten noch einige alte Frauen von ihm zu erzählen; und auf dem Kirchhofe war ein Hügel, welchen man als sein Grab bezeichnete, und wo man während der Kirchenoperation einen Schuppen aufgeführt hatte, der jedoch jetzt weggenommen war.

Was gleichwohl ein klarer Beweis des Satzes ist, daß die Todten sich nicht in unsre Angelegenheiten mischen, ist, daß der Kopf auf den Kirchenverbesserern unserer Zeit gerade sitzen darf; denn wenn die Geister wirklich umhergingen, so würden sie manchem Pastor, der eine ähnliche Verbesserung empfiehlt, und dem Kirchenrathe, der um den Preis marktet, und dem Baumeister, der seine Handwerksfaust an das Werk der Kunst legt, ohne Zweifel den Hals umdrehen.

Eine alte Frau, welche funfzig Jahre lang die Kinder des Kirchspieles unterrichtet und zur Aufmunterung und unschätzbaren Belohnung „ein für alle Mal" ein Gnadengeschenk von dreiunddreißig Reichsthalern und sechzehn Schillingen Banco, das heißt: zweiunddreißig Schillinge für jedes Jahr, erhalten hatte (wenn man reiten lernt, so kostet dieses wenigstens eben so viel in jeder Stunde, das heißt also: wenn man reiten lernt, so ist solches wenigstens 8760 mal nützlicher, als wenn man lesen lernt), war in ihrer Jugend Hausmädchen beim Propste Ambjörnsson gewesen, und noch jetzt, so alt sie ist, geht sie, wenn sie es vermag, zur Kirche an das Grab des alten Propstes und setzt sich dort, während die Glocken zusammenläuten.

Sie kann einen Begriff geben von dem alten Propst, und von ihren Anweisungen geleitet, können wir in das alte Pfarrhaus treten, wie es im Jahre 1782 darin aussah.

Der Pfarrhof war damals nicht, wie jetzt, eine revetirte Schale von Splintholz. Zu der Zeit, da es gebaut wurde,

gab es noch Kernholz, und darum bestanden die Wände desselben aus gewaltigen auf einander gelegten Balken*), welche, obgleich todt und behauen, ganz dasselbe zu den Bäumen der Jetztzeit sagen, was die alten Kämpfergestalten zu den Gewaltigen unserer Zeit sagen. Der Zimmer des Pfarrhofes waren nicht viele, aber niedrig waren sie, mit hervorstehenden Balken in der Decke; der Fenster waren ebenfalls wenige und mit kleinen Scheiben, und Kamine waren die einzigen vorhandenen Erwärmungsapparate.

In diesen niedrigen Zimmern bewegte sich der alte Patriarch, er, der auf dem Gemälde mit weißem, seidenglänzendem Haare und mit der Kalotte dasitzt.

Er war, nach der Beschreibung der Alten, Herr in seinem Hause, und die Propstin eine demüthige Sara. Der Propst war der Gott des Hauses, und was er wollte, wenn man es nur ahnte, das geschah unbedingt. Was „der Vater" wollte, das war auch Gesetz; „doch," fügte die Alte hinzu, „die kleine Maria konnte ebenfalls thun was sie wollte: sie war der Augapfel des Propstes." — Die kleine Maria? — Ja, die kleine Maria war das einzige Kind des Propstes. Er war jetzt zum zweiten Male verheirathet; seine Gattin war weit jünger als er, und schenkte ihm eine Tochter. Die Augen des Alten glänzten vor Stolz und Freude, als er, schon über die Funfzige hinaus, endlich Vater heißen durfte.

Maria gab schon als kleines Kind Hoffnung, daß sie schön werden würde. Sie hatte einen südländischen Ausdruck: dunkle, lockige Haare und ein Paar fröhliche, aber dabei stolze,

---

*) Noch jetzt baut man in den kleinen Städten und auf dem Lande auf diese Weise. Nur Stockholm und Göteborg sind durchweg massiv gebaut. Anm. d. Uebers.

dunkle Augen, gleich denen des Vaters, und eine Stirn, schöner gewölbt als die seinige. Auch fand man bei ihr gar kein Zeichen von dem demüthigen Sinne der Propstin, welcher sie zu einer so passenden Gattin für den gewaltigen Greis machte. Im Gegentheil: sie war stolz und trotzig, und der Propst that sein Möglichstes, um sie zu verziehen. Sie durfte auf seinem Schreibtische kramen, das heißt: das Allerheiligste angreifen; sie durfte reines Papier verbrauchen, das heißt: das Kostbarste, das ein solcher alter Geistlicher hat; mit einem Worte: sie durfte alles thun. Ein Mal, aber auch nur ein einziges, wagte die Propstin den Vater verstehen zu lassen, daß er auf diese Art das Kind verderben würde; aber da erhielt sie zur Antwort:

„Ich sage Dir, dazu bleibt mir nicht die Zeit, und wenn ich todt bin, so kannst Du sie nach Deinem Sinne erziehen — Punktum!“ — Dieses geschah gleichwohl nicht. Der Propst Ambjörnsson, welcher, wie er oft erzählte, in seiner Jugend ein schwacher Wicht gewesen war, wurde mit jedem Jahre stärker. Das Alter schien sich auf weiter nichts zu erstrecken, als auf die Haare. Seine kräftige, hehre Gestalt, sein hoch getragenes Haupt und seine klaren, scharfen Augen verriethen eine feste, unverwüstliche Gesundheit. Dem Propst blieb wirklich Zeit, seine Maria zu verderben, welche zu einem schönen Mädchen erwuchs und bald den Namen „Ljungatorper Rose“ erhielt.

Man konnte nichts lieblicheres sehen, als das schöne Mädchen, wenn sie Sonntags in der Gesellschaft ihres Vaters in die Kirche ging. Da schlug sie die lebhaften Augen nieder, da ruhte Ernst auf ihren Purpurlippen, und nur der schwebende Gang erinnerte daran, daß sie ein kleiner Engel Gottes war — so schön war sie. Was die ganze Gemeinde wußte,

war, daß sie meistens in ihrem Gesangbuche las, wenn der Kaplan predigte, und daß sie sich kaum daran kehrte zuzuhören, obgleich, wie die Alte immer hinzufügte, „der Pastor Lagersjö ebenfalls schöne Worte hatte, wenn auch nicht so gründliche, wie der Propst.“

Wenn aber der Propst predigte, saß sie da und heftete ihre schönen Augen auf den Vater, und sie wurden von Thränen feucht und waren fromm, wie die eines Engels im Himmel, wenn er Gott in seiner Herrlichkeit schaut; und dem Kinde und den Kindern, alten und jungen, predigte dann der Propst aus seinem Herzen vor, ohne Pracht und ohne Pomp, einfach, wie das Bibelwort selbst, und voller Wahrheit und Leben, wie die Lehre, welche er verkündigte.

Man mußte an einem Sonntage mit dabei sein, um den Unterschied zu sehen zwischen einem Gottesdienst des Herzens und einem Gottesdienst nach dem Rituale, um hinabblicken zu lernen in die große Kluft, welche zwischen Geist und Form befestigt ist.

Und wenn dann der Pastor in den Pfarrhof zurückkehrte, so stand die ganze Gemeinde draußen auf dem Kirchplatze, um sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen vor dem Lehrer, welcher gleich einem höheren Wesen auf die Seinen herabschaute, die er getauft, eingesegnet und getraut hatte.

Ljungatorp war eine kleine Gemeinde; er, der alte Propst, hatte ein spärliches Brot; und dennoch suchte er keinen Transport: er lebte, um Pastor zu sein, und war nicht Pastor, um zu leben. Er war sehr oft berufen worden, um der Vierte zu sein*);

*) Zu jeder erledigten consistoriellen und regalen Pfarre werden aus den Suchenden die verdienstvollsten Geistlichen ausgewählt, unter denen dann nach der Probepredigt die Gemeinde zu wählen das Recht hat. Bei den consistoriellen Pfarren erhält der Gewählte die Pfarre; doch bei den

er hätte Dompropst*) werden können; doch er wollte es nicht. „Ich bin Pastor von Ljungatorp," war seine Antwort; „die Leute hier sind meine Kinder, und ich will sie leiten, so lange ich kann, und so lange, bis mir Gott Urlaub giebt, in Frieden von hinnen zu fahren." So war der Alte: eigenthümlich, mächtig und kraftvoll in allen Stücken.

Außer Gott gab es nur Eines, vor welchem er sich beugte, und dieses waren — die adligen Vorrechte.

„Wie sonderbar, wie lächerlich!" sagen wir, die wir so kraftvoll ein Gebäude anfallen, von dem wir niemals mehr gesehen haben, als die Ruinen. Es hat jedoch eine Zeit gegeben, in welcher auch wir dieselben mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet haben würden. Die Straßenjungen der Jetztzeit klettern lachend und spielend auf die Ruinen der Siebenhügelstadt, welche sich in ihrer Herrlichkeit und ihrem Stolze eines Welteroberers Ehrfurcht erzwang.

Der Propst Ambjörnsson konnte es in seinem Leben nicht vergessen, daß sein Vater Hofschmied auf einem gräflichen Gute in Schonen (Skåne) gewesen war.

Dort nennt man einen Amboß „Ambolt", und darum nannte der Knabe sich Amboltson, welchen jedoch der Graf in

---

regalen hat der König trotz der Wahl der Gemeinde das Recht, zu ernennen wen er will. Wünscht aber die Gemeinde besonders einen Geistlichen zu haben, der sich gar nicht gemeldet hat, so beruft sie ihn als vierten Probeprediger und hält bei dem Könige an, ihn berufen zu dürfen. Gewöhnlich erhält dieser dann die Stimmenmehrheit.

*) Nächst der bischöflichen die höchste kirchliche Würde; doch sind von den zwölf Stiften Schwedens nur acht, in welchen diese Würde vorkommt, nämlich Upsala, Linköping, Skara, Strengnäs, Westerås, Weriö, Lund und Götheborg; die vier andern Stifter, nämlich Calmar, Carlstad, Hernösand und Wisby haben keinen Dompropst.

Anm. d. Uebers.

Ambjörnsson verwandelte*). Er konnte es in seinem Leben nicht vergessen, daß er als Kind den Fräulein das Heck geöffnet hatte, wenn sie aus waren, um zu promeniren, und daß die jüngste (sie, die später als Staatsfrau der Königin starb) ihm einen Daler in Silber**) gab, mit den Worten: „Das sollst Du von mir haben, kleiner Pär (Peter), weil Du so fleißig lernst!"

Er konnte es ferner in seinem Leben nicht vergessen, wie an einem Abende der alte Reichsrath vor der Schmiede angehalten und den Vater herausgerufen hatte. Er entsann sich noch ganz genau, daß der Schmied ein großer, vierschrötiger und nach seiner Stellung ein barscher und stolzer Mann war; und doch, wie tief bückte er sich nicht vor dem Reichsrathe, und mit welchem Jubel sagte er nicht, als er hereinkam: „Der gnädige Reichsrath will den Pär studiren lassen! Gott segne ihn und Dich, Pär! Laß mich nun sehen, daß Du ein

*) Die Landleute und untern Städtebewohner haben keinen Familiennamen, sondern sie erhalten bei der Taufe nur einen Namen; z. B. Carl Johansson (d. h. der Sohn des Johan) hat einen Sohn, Namens Anders; dieser nennt sich nun Anders Carlsson, und eine Tochter Karin oder Katharina; diese heißt Karin Carlsdotter (Tochter Carls); ein Sohn des Anders Carlsson würde z. B. heißen: Gustaf Andersson, und dessen Sohn Fredrik Gustafsson u. s. w. In Dalarna oder Dalekarlien behalten selbst die Frauen ihren Namen bei, ohne den Namen ihres Mannes anzunehmen, wenn sie sich nicht z. B. nennen: Göran Persson's Stina, in welchem Falle sie doch gewisser Maßen den Namen des Mannes anwenden. Wenn nun der Sohn eines Bauers oder eines Mannes aus den untern Ständen in einen höhern Stand tritt, z. B. das Gymnasium und die Universität besucht, so nimmt er einen beliebigen Familiennamen an, den er wohl gar noch verändern kann; denn dieses ist in Schweden mit keinen besondern Schwierigkeiten verbunden. Anm. d. Uebers.

**) Ein Daler Silber ist $^1/_6$ Reichsthaler; ein Daler Kupfer dagegen nur $^1/_{18}$ Reichsthaler. Anm. d. Uebers.

gewaltiger Priester wirst, der zusammenschweißen kann, was im Christenthum entzwei ist; doch dazu wird ein Feuer des Herrn erfordert!" — Er konnte es in seinem Leben nicht vergessen, daß er zum Hausprediger beim Reichsrath berufen wurde und durch seine Empfehlung schon in seinen jungen Jahren die Ljungatorper Pfarre erhielt. Kann man sich wohl wundern, wenn die Dankbarkeit als Zinsen einer traditionellen Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Namens bewirkt hatte, daß das Kapital höher angewachsen war, als es jemals wachsen kann in unsern Tagen, da der Werth des Individuums der einzige ist? Mit einem Worte: nächst Gott verehrte der Greis die Ehre des Namens und die dunklen Hindeutungen der Wappenschilde. Darum ließ er die zahlreichen Wappenschilde, welche die alte Ljungatorper Kirche zierten, von neuem malen und vergolden — jetzt stehen sie wiederum verfallen unter der Thurmtreppe der neuen Kirche, und die alten Familiengräber sind zugeworfen und zerstört; denn niemand hatte sich gemeldet, als die Anzeige von der Reparation in der officiellen Zeitung gestanden hatte. Der Adel selbst kehrt sich nicht an seine alten Erinnerungen; er läßt die Gräber der Väter verwüsten und „hinausfegen", um nur einige hundert Reichsthaler zu sparen; wie kann man also von Andern die Achtung gegen die Verdienste der Väter fordern, wenn man sie selbst nicht achtet? Wie kann man es verlangen in einer Zeit, da sogar in der Ritterholmskirche zu Stockholm der Sarg, welcher den Staub eines unsrer edelsten und größten Männer enthielt, zerschmettert unter andrem Plunder da liegt?*)

*) In der Ritterholmskirche, diesem Pantheon und Mausoleum Schwedens hat man das Grabmal des edlen und vortrefflichen Reichs-

Es ist klar, daß der Propst Ambjörnsson, der jede Erinnerung an eine Klasse, die er mit der Muttermilch als etwas Höheres hatte ehren gelernt, mit einer solchen Pietät pflegte, eben diese Ehrfurcht gegen die lebenden Repräsentanten der Idee an den Tag legen mußte.

Er hatte es nicht bemerkt, daß die Uhr der Jahrhunderte den Zeiger auf eine andre Zahl versetzt hatte; dieses wird zwar allmälig vorbereitet, geschieht jedoch in einem Augenblicke, ganz so, wie der Datumzeiger auf einer Uhr vorwärts schreitet.

In dem ganzen Gebäude des Kunstwerkes, welches wir Menschheit nennen, liegt ein ähnliches Vorwärtsschreiten vorher bestimmt. Der Zeiger bewegt sich nach gewissen vorher gegebenen Bedingungen und deutet Jahrhundert nach Jahrhundert auf eine neue Klasse, welche ebenfalls eine Zahl ist auf dem Blatte des Weltschicksales: der Zeiger läßt sich nicht rückwärts drehen, wenn er auch schwankt und es zu thun scheint, wenn er gehemmt wird. Doch einerlei, wohin er zeigt: die Uhr drinnen geht ihren richtigen Gang; doch eben das sehen weder wir, noch sah es der Propst Ambjörnsson oder wollte er es sehen, selbst wenn er es ahnte.

Jede Evolution in der Natur oder Geschichte ist vorbereitet und kommt, wenn sie kommen muß; doch dann immer so lange, bis sie vollendet ist, unter dem äußern Bilde eines Fehlers oder einer Krankheit. Wenn das Kind schreit und mit einer gewissen Wuth seine Mutter beißt, so kommen die

---

vorstehers Torkel Knutsson, (er führte die vormundschaftliche Regierung von 1290 bis 1303, und wurde 1305 auf den Befehl seines Mündels, des Königs Birger hingerichtet) wegnehmen lassen, um Raum zu gewinnen zum Eingang in das Carolinische Grabchor (in welchem Carl XII. unter andern ruht; es wurde fertig 1738). Anm. des Ueb.

Zähne bald; wenn die hohe, klingende Stimme des Knaben bricht und heiser und rauh wird, so erwächst er zu einem Jüngling; und doch, wenn alles vollendet ist, wer bewundert nicht die weißen Perlenreihen in dem Munde des Kindes oder den schönen Klang einer männlichen Stimme? Da ist eine Evolution vollendet und die Krankheit verschwunden. In der Menschheit, deren Jahr mehrere Jahrhunderte dauert, gehen diese Veränderungen langsamer. Die eine Generation nach der andern hat Zeit zu entstehen und zu sterben, ehe sie durch den Stimmwechsel kommt, und alle diese versuchen theils mit sanften, theils mit heroischen Mitteln die kränkliche Zeit zu heilen, welche aus keiner andern Ursache krank ist, als weil sie wächst. Wenn man fragt, warum das so ist, daß die eine Größe nach der andern fällt und mit dem Schlechteren ersetzt wird, so kann die Antwort nicht anders ausfallen, als daß es eine kränkliche Zeit ist, da solches geschieht. Doch warum muß sich denn alles verändern? Auf diese Frage giebt es keine andre Antwort, als eine neue Frage: warum wird das Kind älter und der Knabe ein Mann?

Wir wissen nichts anderes, als daß es so sein muß.

In dem Kirchspiele Ljungatorp gab es nur ein einziges Rittergut gleichen Namens. In alten Zeiten hatte es verschiedenen adligen Familien gehört, wie viele Pergamentbriefe in dem Archive der Kirche noch zu der Zeit des Propstes Ambjörnsson bezeugten. Es war jedoch späterhin mehr eine Handelswaare geworden und wurde von Zeit zu Zeit gekauft, vertauscht und zerstückelt, so daß im Jahre 1785 das gewaltige, massive Haus auf einem verhältnißmäßig kleinen Gute stand. Ein Gebäude mit Eckenthürmen und einem in Sandstein gehauenen doppelten Wappen über dem großen Thorwege lastet allzu sehr auf einem Rittergute, welches einen Reiter

zum Kriegsdienste unterhalten muß und nur zwei Hufen groß ist. So war es auch hier, und der Kämmerer Toppling, der Besitzer des Gutes, bewohnte mit seiner Familie nur einige Zimmer im Erdgeschoß des einen Flügels, wogegen die übrigen Etagen leer und verwahrlost da standen, gleich dem Wadstenaer Schlosse und Leckö.

In dem genannten Jahre 1785 trat jedoch eine Verbesserung ein mit dem Herrensitze Ljungatorp. Der junge Graf Minnesköld kaufte nämlich das sogenannte Schloß, und es gelang ihm obenein, in diesem und den angrenzenden Kirchspielen eine Menge von Bauergütern einzukaufen, so daß die Besitzung wiederum dem Herrenhause entsprach.

„Er ist der Enkel des Reichsrathes!“ äußerte der Propst Ambjörnsson, indem er das weißgelockte Haupt senkte. „Auch ist Ljungatorp ein altes Gut in der Minnesköld'schen Familie gewesen; doch das ist nun schon lange her, und der letzte Minnesköld, welcher das Gut besaß, war Sixten Minnesköld auf Storbacka, Ledberga und Ljungatorp, dessen Wappen in der Kirche sitzt, und er starb 1601. Ich schrieb an den seligen Grafen und Landshauptmann, den Sohn des Reichsrathes (er war Kornett, als der Reichsrath sich meiner annahm), er möchte Ljungatorp kaufen; doch er kam nicht dazu.“

„Jetzt, Frau, höre zu, was ich sage! Nun ist das Gut eingekauft von dem jungen Grafen Sixten, welcher bei der Mission Seiner Königlichen Majestät zu Petersburg ist; also wird es wieder einen Grafen Sixten Minnesköld auf Ljungatorp geben. — Frau! Du sollst die Puter auf seine Ankunft mästen!“

„Ja, bester Vater, wie Du befiehlst!“

„Und Du, Maria, höre zu, mein Kind!“

„Ja, lieber Vater!“ antwortete das siebzehnjährige Mädchen und schmiegte sich an den Greis.

„Höre zu, mein Kind!“ begann der Alte, und streichelte die schwarzen Locken, welche in üppigen Ringen um den weißen Hals schwebten, „weißt Du was? Nächst Gott kommt der König und nächst ihm seine Mannen. Graf Sixten gehört einem solchen edlen Stamme an, der stets mit Treue König und Vaterland vertheidigt hat. Sein Großvater, der Reichsrath, war derjenige, der sich des armen Schmiedejungen annahm, und ihn zu einem Diener des Allerhöchsten machte; sein Vater, der Landshauptmann, erwies ihm Freundschaft, so lange das Leben dauerte; doch er selbst ist mir unbekannt; gewiß aber ist er ein edler Sprößling eines edlen Stammes. Bedenke, mein Kind! — Du bist stolz, und darum sage ich es Dir — bedenke: wenn Du ihm die Ehrfurcht beweisest, die seine hochvornehme Geburt fordert, so ist dies keine bloße Menschenfurcht. Gott hat nicht umsonst seinen Segen über gewisse Geschlechter ausströmen lassen — es ist also seine Absicht.“

„Doch, lieber Vater,“ lispelte Maria und ließ ihre dunklen Augen mit einem kunstlosen Lächeln in die seinigen blicken; „doch — wenn nun der junge Graf stolz ist — ist es wohl möglich, solches zu ertragen? Er ist doch nur ein Jüngling, blos neun Jahre älter, als ich selbst — sechsundzwanzig Jahre, sagt man, und ein prächtiger Herr — Wenigstens leide ich es nicht, mein Vater, wenn er Dich nicht mit Ehrfurcht behandelt!“

Der Greis zog die Stirn ein wenig in Falten; es kam ihm sogar unangenehm vor, sich die Möglichkeit zu denken, daß ein Jüngling den alten Propst stolz behandeln könnte. „O ja, ist er seiner Familie gleich, so ist er eben so fein ge-

bildet, als von edler Herkunft. Fürchte Dich nicht! Familienmerkmale sind nicht so leicht verwischt. Inzwischen, mein Kind, sitze Du still und sittig bei der Mutter, wenn er kommt; denn Du nimmst Dir Freiheiten heraus — ja, das ist meine eigene Schuld! — hm! genug! Du bist meine kleine gute Maria, die sich genug zu schicken wissen wird."

Der junge Graf war auf dem Gute Ljungatorp eingetroffen, und der alte Propst war eben in Begriff sich anzukleiden, um dem Grafen seine „Aufwartung" zu machen, als ein mit zwei isabellfarbigen Pferden bespanntes Cabriolet auf den Pfarrhof einlenkte, und ein junger Mann aus demselben sprang. Maria kam eben aus dem Garten mit zwei vollen Blumengläsern in den Händen, und stand jetzt da gleich einer Blumengöttin, erröthete jedoch gleich einem Landmädchen, Angesicht gegen Angesicht mit einem in einen Jagdrock gekleideten jungen Manne.

„Vielleicht sind Sie die Mademoiselle Maria Ambjörnsson? Das war ein glücklicher Zufall!" sagte der junge Mann mit einer leichten Verbeugung. „Ich suche den Herrn Propst."

Maria pflegte nicht verlegen zu werden; jetzt aber wurde sie es: sie hatte noch nie einen jungen Mann getroffen, der so freundlich und dabei doch so ohne Umstände seine Meinung sagte.

„Ja — Vater wollte gewiß ausfahren," sagte sie mit einem kurzen Knix, als sie auf dem Hinterhofe den großen Postwagen in Bewegung sah, — „und . . ."

„Eben darum komme ich jetzt," fiel der junge Mann ein. „Haben Sie die Güte, Ihren Vater, den Herrn Propst, von dem neuen Eingepfarrten, Sixten Minnessköld, zu grüßen!"

Dieser Name wirkte auf Maria wie ein elektrischer Schlag. Sie hatte von ihrer frühesten Kindheit an hundertmal gehört, wie hoch ihr Vater diese ganze Familie und alles, was Adel hieß, schätzte. Sie hatte gesehen, wie der Alte mit ganz besonderer Auszeichnung einen ehemaligen Lieutenant behandelte, der im nächsten Kirchspiele einen kleinen Hof bewohnte, aber in keiner Hinsicht ausgezeichnet war, und dies einzig und allein, weil er einen adligen Namen führte, übrigens jedoch ein gewöhnlicher Mensch war. Die Minnessköld dagegen waren ein gutes Theil mehr — und nun kam der junge „gnädige" Graf, wie der Vater ihn nannte, so bekannt, so auf einmal gleichsam eingewohnt, und machte die erste Visite! Das hieß die ganze Theorie des jungen Mädchens von unserm Hochadel in einem Augenblicke umkehren.

Sie begleitete den jungen Grafen bis an die Thür des Besuchzimmers; so hieß nämlich ein ziemlich großes Zimmer, welches zugleich der Saal und das Alles in Allem des Hauses war, wenn von Fremden die Rede war. Als sie mit kurzen Worten berichtet hatte, daß der Graf da wäre, so gab es ein Wesen! Die arme Propstin, deren Aufgabe es immer war, den lieben Vater anzukleiden, war nahe daran, ihm die Weste verkehrt zu geben; doch bald war die Parüre gemacht, und der Propst, von seiner Familie begleitet, hielt den Einzug.

Der würdige Greis verbeugte sich so tief, wie er nur konnte: es waren die Erinnerungen aus seiner Jugend, welche sein silberlockiges Haupt vor dem jungen Manne herabsenkten.

„Mein gnädiger Herr Graf!" begann er; „dem Briefe, den ich die hohe Ehre hatte Ihnen zu schreiben, wollte ich..."

„Eben darum, mein bester Herr Propst, war es meine Pflicht, Ihnen zuvor zu kommen. Es würde meinem Gewissen wehe gethan haben, wenn ich gestattet hätte, daß ein alter ehrwürdiger Mann, wie Sie, die erste Visite bei mir gemacht hätte."

„Mein gnädiger Herr Graf! Ich weiß..." fiel der Propst ein, durfte jedoch nicht fortfahren.

„Es ist klar, daß derjenige, der meinen seligen Großvater gekannt hat und ein Freund meines Vaters gewesen ist, auch mir ein Freund und Vater werden wird. Ich ersuche Sie, mein bester Herr Propst, erlauben Sie dem Sixten, in dem Ljungatorper Pfarrhofe einige Freunde, Freunde seiner Familie, Freunde seiner eigenen Person, haben zu dürfen!... Ist das nicht die Frau Propstin?"

„Ja, gnädiger Herr Graf!"

Der junge Graf schien dieses „gnädiger" gar nicht zu merken, welches jedoch der Propst von seiner Kindheit an als das Adjectiv des Wortes „Graf" eingeübt hatte.

„Nicht wahr, meine beste Propstin, Sie erlauben wohl, daß ich bisweilen herkomme, um Ihren vortrefflichen Käse zu schmecken? Meine Mutter hat mir ihn als höchst delikat geschildert."

„O! entsinnt sich die gnädige Gräfin...?"

„Ja wohl! Sie bat mich, Alle zu grüßen, obgleich sie persönlich nicht mehre von Ihnen als den Herrn Propst kennt. — Und dies ist," sich an Maria wendend, „Mademoiselle Ambjörnsson."

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr Graf!" fiel der Propst ein. „Ich habe vergessen zu präsentiren: dieses ist meine Frau, und dieses meine Tochter Maria."

„Ja, wir kennen einander schon," sagte der Graf. „Ich bin heute in einer guten Stunde ausgefahren, und hatte in

dem Ljungatorper Pfarrhofe eine gute Begegnung: man kann wohl einem Fremdling mit nichts Besserem entgegen kommen, als mit Händen voller Blumen!"

Allmälig konnte der Propst auf sein Lieblingsthema, den seligen Reichsrath, kommen, und der Jüngling hörte ihm zu mit dem Interesse, welches diese kleinen Familiengeschichten stets gewähren. Es giebt keinen Menschen, dessen Charakteristik, so einfach sie auch sein mag, nicht vierzig oder funfzig Jahre nach seinem Tode die Aufmerksamkeit fesseln sollte. Dieses hängt nicht allein von der Person selbst ab; aber dieser Mann stand mitten in einer andern Zeit, er war eine der Figuren in dem Schauspiele, welches schon beendigt ist, da der Erzähler seiner Schicksale, seiner Gewohnheiten und seiner Ansichten den Vorhang von neuem aufgehen und die verflossene Zeit in einzelnen Bildern über die Bühne vorüberziehen läßt. Denken wir uns nur eine lebhafte Beschreibung darüber, wie es in unsrer Jugend zuging, um in der Nacht Feuer anzuzünden, wie man Stahl, Stein und Feuerschwamm nöthig hatte, wie man schmiedete und sich auf die Finger hieb, und endlich Feuer erhielt, nämlich in dem — Schwamm, daß es darauf auch wohl gelingen konnte, ein solches historisches etwa sechs Zoll langes Schwefelholz und mit diesem das Licht anzuzünden. Erzähle dieses einer Generation, die von nichts anderem weiß, als von den jetzigen Zündhölzchen und Gasflammen, und Du wirst dieselbe gleichsam in das graue Alterthum versetzen und auf das Lebhafteste interessiren. Der Stahl, der Feuerstein, der Schwamm, das Schwefelholz und das Licht sind wirkliche Erfindungen des Alterthums.

Aus diesem Grunde sind Memoiren so interessant, wenn ihnen nämlich Zeit gelassen wird, interessant zu werden.

Der Graf blieb den ganzen Tag dort. Die Propstin war unaufhörlich draußen, und Maria beschäftigte sich mit verschiedenen Dingen, die ihre Wangen glühender als gewöhnlich machten. Graf Sixten konnte trotz der heiligen Familienerinnerungen es nicht unterlassen, je zuweilen einen Blick auf das schöne Mädchen zu werfen, das durch das Zimmer schwebte; von einem Gespräche konnte jedoch nicht die Rede sein: dazu war der Propst allzu aufgeregt.

Mit dem ganzen Feuer seines Charakters, mit einer Schärfe des Gedächtnisses, die in Erstaunen setzen konnte, beschrieb er das Alltagsleben des Reichsrathes, und wie man damals lebte. Nicht ein einziges Detail wurde vergessen, die 1720 und 30ger Jahre standen leibhaftig da in ihrem Habite der Unterthänigkeit des vermittelnden Standes und mit der Art von Freiheit, welche man damals hatte. Mit Einem Worte, einen so vergnügten Tag hatte der Propst seit langer Zeit nicht gehabt; er feierte einen Triumph, dessen Größe er ganz allein fühlte, da der Enkel des Reichsrathes auf seinem Sofa saß.

Einige Jahre später.

Unter den wenigen Nachbarn, die man in Ljungatorp hatte, war Frau Hammar eine der merkwürdigsten; sie war die Wittwe eines Capitains dieses Namens, welcher früher auf seinem Dienstgute gewohnt hatte und dort gestorben war*).

*) Seit den Zeiten Carl's XI. (1660—1697) ist das Militärwesen in Schweden so geordnet, daß außer den Garden, die aus geworbenen Sol-

Sie war eine gute Frau durch und durch, doch ein wenig einfältig, ohne Beschäftigung, weil ihre beiden Töchter alles verrichteten, und daher geradezu gezwungen, das „tägliche Allerlei"*) der Gegend zu sein. In diesem einzigen Falle entwickelte sie eine Genialität, welche Aufmerksamkeit erregte; denn sie wußte alles, um nicht zu sagen: ein wenig mehr als alles. Sie besaß die Kunst, die einfachste Sache so schön auszustaffiren, daß man nicht im Stande war, den eigentlichen Grundstoff zu erkennen oder die ursprüngliche Form herauszubringen; kurz: Frau Hammar, die gutmüthigste Frau des ganzen Kirchspieles, richtete mehr Verwirrung an, als zehn böse Weiber anzurichten im Stande gewesen sein würden. Es ist klar, daß die ganze kleine Dreieinigkeit auf Lugnet**) (so hieß ihr Wohnsitz) von gleicher Natur war und nahe und fern Neuigkeiten sammelte. Wenn diese bis zu einer gewissen Höhe angehäuft waren, so ließen sie sich zu Hause nicht länger verwahren, sondern die Capitainin warf da ihr wollenes Halstuch über und begab sich in den Pfarrhof, woselbst sie von der Propstin stets mit offenen Armen empfangen wurde. Die arme Propstin befand sich so glücklich und dennoch so eingeklemmt in ihrer Stellung an der Seite ihres Mannes und

---

daten bestehen, und außer Artillerie und Geniecorps die sogenannte eingetheilte Armee über alle Provinzen vertheilt ist, so daß jeder höhere und niedrigere Officier sein größeres oder kleineres Dienstgut hat, von welchem er seinen Unterhalt bezieht; auch die Gemeinen haben ihr Häuschen und ihr Stückchen Land, und erhalten überdies jeder von einem bestimmten Gute ihren Unterhalt, ihre Uniform und ihre Waffen, so daß das ganze Heer dem Staate nichts kostet. Anm. d. Ueb.

*) d. h. auf Schwedisch: dagligt allehanda: der Name einer alten noch jetzt bestehenden Zeitung in Stockholm. Anm. d. Ueb.

**) d. h. die Ruhe. Anm. d. Ueb.

ihrer Tochter, daß sie einen wahren Genuß hatte, wenn sie Jemanden traf, der mit ihr auf einer Stufe stand, und dieses war der Fall, wenn Frau Hammar erschien. Da wurde Kaffee gekocht, und die beiden Frauen saßen, so viel nämlich die Aufwartung beim Propst es gestattete, neben einander in dem kleinen finstern Zimmer der Propstin und plauderten über den Gang der Welt.

„Ja, Schwester! wenn Du nicht bisweilen herkämst, so könnte der König todt und begraben sein, ohne daß ich ein Wort davon wüßte; denn der liebe Vater nimmt immer die Post und liest die Zeitungen, und dann werden sie nach der Nummer eingelegt, und weder er noch Maria sagen mir etwas.“

„Nun aber seit einem Jahre ist ja der junge Graf oft zum Besuch hier gewesen,“ meinte Frau Hammar; „und er, der in der großen Welt lebt, weiß wohl . . .“

„Ja, gewiß weiß er und sagt es auch; doch da muß ich immer die ganze Zeit über in der Küche stehen, denn Vater will, daß alles fein sein soll.“

„Doch Mamsell Maria?“

„O, Maria ist gezwungen im Zimmer zu sein, sagt Vater: es schickt sich nicht, sagt er, daß wir Frauenzimmer zur Thür hinauslaufen, wenn der junge gnädige Graf kommt; und da muß ja Maria dort sitzen, weil ich keine Zeit habe.“

„Recht so, recht so!“ sagte Frau Hammar; „vielleicht hätte Maria eine Gräfin werden können, wenn nicht Wenn und Aber gewesen wären.“

„Gräfin? O, so hoch . . . O, Maria ist ein kluges Mädchen, Schwester; so klug, daß Du es gar nicht glauben kannst! Sie ist viel klüger als ich und hat den Kopf des Vaters und seine Augen auch, wie Du wohl sehen kannst.“

„Ja, es ist schrecklich, wie ähnlich sie dem Propst ist; es ist ganz so, Schwester, als ob Du gar nicht ihre Mutter wärest. Doch ist sie recht süß, die kleine Maria. Inzwischen dachten wir in Lugnet bald dies bald das, denn der junge Graf war hier und immer hier; nun aber wissen wir es besser: er ist verlobt mit einem jungen, sehr reichen Fräulein Stjernlod in Stockholm; der Tochter des Generals Stjernlod und der Gräfin Minnessköld, der Vaterschwester des jungen Grafen: sie sind also Geschwisterkinder, und das Vermögen bleibt zusammen."

„Ach so! — Ja, Mehr will mehr haben!" war die ganze Reflexion der Propstin.

Maria war beinahe nur von ihrem Vater erzogen worden, sie war daher wirklich verzogen, und ihre ganze Bildung hatte eine Mißrichtung erhalten. Hätte sie in unserer Zeit gelebt, so würde sie sich keinen Augenblick besonnen haben, als Schriftstellerin in philosophischen Gegenständen und in der Geschichte aufzutreten; doch das ließ sich damals nicht thun, und sie that es nicht. Eben jenen kraftvollen Charakter, der den Vater zu einem so ernsthaften Manne machte, aber auch eben jene Mischung von Glauben und Frömmigkeit, die ihn zu einem würdigen Lehrer in der Gemeinde machten, besaß sie ebenfalls. Es war daher nicht so wunderlich, daß die stillen, häuslichen Tugenden, die Passivität und der enge Ideenkreis der Mutter ihren Wünschen nicht entsprachen.

Sie hatte außer ihrem Vater Niemand, mit dem sie Umgang pflegen konnte; sie stand eben so allein wie er, und daher suchte sie ihre Umgebung zu beherrschen: so thut man immer, wenn man unglücklich genug ist, keinen zu haben, mit dem man auf gleicher Stufe steht.

Maria hatte also wenig Umgang mit ihrer Mutter, und die einzigen Augenblicke, an denen sie sich trafen, waren am Tage zufällig und Abends regelmäßig in dem Zimmer der Propstin. Da suchte ihrerseits die Propstin sich der Tochter zu nähern und weihte sie ein in ihre Mysterien, das heißt: in die Mysterien der Küche, oder auch erzählte sie Kirchspielsneuigkeiten, ohne für dergleichen mit mehr belohnt zu werden, als höchstens mit einem Lächeln.

Maria las gewöhnlich an den Abenden etwas, das sie erhalten hatte — Deutsch, Französisch oder Englisch, denn sie hatte diese Sprachen von dem Vater gelernt. Diese ewigen Bücher, welche stets der Propstin im Wege gewesen, waren es auch hier; und wenn sie hinein sah, so seufzte sie, denn sie verstand kein einziges Wort.

Die arme Propstin fühlte sich überall untergeordnet und unnöthig, außer wenn — Gott sei Lob! — die Rede vom Essen war, und dies geschah denn auch an jedem Tage des Jahres und der Jahre. Wenn die Schüsseln auf dem Tische standen und der Alte etwas lobte — und dieses geschah oft, denn er wollte seiner Alten gerne einen frohen Augenblick bereiten, wenn er nur die rechte Art und Weise finden konnte — so glänzten ihre Augen vor Freuden und sie sagte: „Gott sei Dank, lieber Vater, daß es Dir schmeckt!" — eine so platte Rede, daß sie augenblicklich die sparsame Quelle verstopfte, aus welcher das Lob zu fließen begonnen hatte.

„Nun, der junge Graf auf Ljungatorp wird sich verheirathen," sagte an einem Abende die Propstin, als Maria in ihrem Zimmer saß und las.

Das Mädchen legte ihr Buch weg — was bei dergleichen Gelegenheiten vielleicht zum ersten Male geschah — und be-

trachtete die Mutter mit ihren durchdringenden Augen, als wollte sie gleichsam fragen.

„Ja, so ist es: er ist mit seiner Cousine, Fräulein Stjernlod, verlobt — sie sind Geschwisterkinder."

„Von ihr hat er niemals ein Wort gesagt," erwiederte das Mädchen, und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Inzwischen soll es wahr sein, und ihre Mutter heißt Minnesskköld — ja, Vater kennt sie gewiß ebenfalls, denn er kennt die ganze hochgräfliche Familie."

„Das ist wohl," entgegnete das Mädchen ruhiger, „eine von den vielen Geschichten der Capitain Hammar? Liebe Mutter, Du solltest nicht alles glauben, was sie sagt!"

„Aber das ist ja das Vernünftigste, das man sich denken kann."

„O ja — aber..."

„Sonst hat alle Welt geglaubt, der Graf hätte seine Gedanken auf Dich gerichtet, obgleich es damit kein Ernst sein konnte."

„Sollte er es wagen, mich im Scherz zu lieben, Mutter?" meinte Maria mit einer Stimme, die von Gefühl zitterte.

„O nein, Mariechen; doch die jungen Männer sind jetzt so, daß ein Mädchen ihnen nicht trauen kann."

„Und Du könntest es dulden, daß ein Graf mit Deiner Tochter sein Gespött triebe?"

„Mein Gott! was ist dabei zu thun? — Auch wäre eine arme Pastorstochter nicht recht klug, wenn sie sich einbildete, sie könnte eine Gräfin werden."

„Mutter! Mutter! rede nicht so!"

„Wie so, in Gottes Namen, Kind? Zwar sieht er gut aus und ist recht artig und herablassend gegen uns Alle; doch..."

„Sage nichts mehr, Mutter! Ich bitte — rede nicht so — doch einerlei — er — ha, ha, ha! — eine arme Pastorstochter Gräfin werden! ... Du hast Recht, Mutter! Das ist — ha, ha, ha! — ein Wahnsinn!“

„Dieses Gelächter klingt so unheimlich, Mariechen!“ sagte die Mutter und blickte dem Mädchen in die Augen. Diese hatten einen Ausdruck von Wildheit, den sie noch nie zuvor gesehen hatte.

„Gott im Himmel, Maria, beruhige Dich! — Wenn er etwas gesagt hat, so hat er es auch gemeint, dessen sei Du gewiß — und nicht hast Du Dich entschieden, ohne den Vater zu fragen — er hat ja zu allen Zeiten alle Deine Gedanken gewußt. Ich dagegen, liebe Maria, brauche gar nichts zu wissen — neige Dein Haupt an meine Brust! — Ich brauche nichts zu wissen, außer daß Du glücklich bist — nichts, liebe Maria, gar nichts! — der Vater ist ein edler und weiser Mann — Du thust recht, daß Du Dich an ihn anschließest — so, liegt Dein Haupt nun gut?“ — Und die arme Mutter strich die wogenden Locken von der Stirn und küßte dieselbe.

Da streckte Maria die Arme aus und schlang sie um den Hals der Mutter, und drückte sie an ihre Brust. — „Sei ruhig, meine Mutter! — sei ruhig — Du siehst, ich bin es auch! Doch,“ fügte sie hinzu, „warum habe ich mich nicht schon früher an Dich angeschlossen? Warum bin ich nur die Tochter meines Vaters gewesen? — Nein, meine Mutter! — er weiß nichts! — Maria hat ihn betrogen — er weiß nichts von Allem — ganz wie Du, meine Mutter! — An Dich hätte ich mich anschließen können, an den ehrwürdigen Greis, an die eisgrauen Locken konnte ich mich nicht anschließen, da die Frage die Liebe betraf — das ist meine Sünde; — doch morgen will ich ihm alles erzählen.“

„Liebes Kind! thu' das nicht — Du würdest einen Nagel in seinen Sarg schlagen."

„Glaubst Du, Mutter?"

„Ja, ja, schweig, und denke nicht an den Grafen Sixten! — er meint es nicht ernstlich — nein, das glaube ich nicht — die Welt kann wohl nicht so verkehrt sein."

„Du hast Recht — ich könnte vielleicht den eisernen Sinn meines Vaters zermalmen, wenn er wüßte, daß sein einziges Kind ihn betrogen, vor ihm geheuchelt, sein liebereiches Herz getäuscht hätte — Du hast Recht — ich schweige!"

Und Maria schwieg, obgleich sie bittrer litt, als ihre Mutter es ahnte; denn diese hatte keinen Begriff von der Liebe, sondern nur von dieser Art derselben, die mit der Hochzeit und mit allgemeiner Zufriedenheit — mit dem Schmause und mit der Croquante — beendigt wird; und eine solche ruhige Liebe läßt mit sich reden und geht ihres Weges, sobald man zusagt.

Die Entdeckung.

Die Propstin hatte jetzt noch ein Amt erhalten, nämlich Wache über Maria zu halten, damit diese nicht in einem unbewachten Augenblicke ihrem guten Vater alles erzählen und also jenen Nagel in seinen Sarg schlagen möchte, und ferner zugegen zu sein, wenn der junge Graf kam, damit Maria und er nicht mit einander reden und die Sache auf diese Weise zum Ausbruch kommen möchte. Es wurde mit einem Worte der armen Mutter nicht leicht, die beiden jungen Leute zu bewachen, und dennoch das Essen zu rechter Zeit fertig zu haben;

denn Maria mußte jetzt wie früher, dem Willen ihres Vaters gemäß, zugegen sein, wenn der Graf kam. Auch lauschte die Propstin mit der größten Aufmerksamkeit, und hörte es, sobald der Propst die Thür öffnete, die zu seinem eigenen Zimmer führte, das heißt: sobald er sich aus dem gewöhnlichen Zimmer entfernte; und in demselben Augenblicke, gleichsam als hätte es eine magnetische Kraft gegeben, die den Propst und die Propstin vereinigte, trat diese durch die eine Thüre herein, während jener durch die andere hinausging.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde dieses gleich allen ähnlichen Versuchen, ein Mädchen durch seine Gegenwart vor glatten Worten zu schützen, lächerlich gewesen sein. Der einzige Schutz gegen alle Verführung der Welt ist der, daß man dem Kinde einen begleitenden Freund schafft, der stets zugegen ist, und der die Sache von Innen aus dem Herzen betrachtet. Dann ist dort keine Gefahr, und eine Mutter braucht keine strengere Wache zu halten, als die, welche erforderlich ist, um böse Zungen zurück zu halten.

Jetzt war es ganz anders. Maria wollte sich keine Erklärung erzwingen; sie war zu stolz, um sich nur den Anschein zu geben, als glaubte sie wegen ihres Standes betrogen und verachtet zu sein. Sie wollte, wenn es so sein mußte, sich betrügen lassen, ohne zu klagen, ohne daß ein Mensch den geringsten Zug von Betrübniß in ihrem Auge merken sollte.

Darum saß sie da, wie früher, als das lächelnde Mädchen, obgleich dieses Lächeln steif wurde; es blieb doch immer noch ein Lächeln, welches verbergen sollte, was das Herz litt, und solches auch vermochte, so lange es nicht geprüft wurde.

Die dünne Freudenkruste der Convenienz wächst oft gleich einem dünnen Rasen über bodenlose Moräste, in deren Tiefe die Schlangenbrut des Gewissens an der Lebenswurzel zehrt.

So geschah es hier, und von Tag zu Tage wurde Maria bleicher, die Röthe der Gesundheit schlich sich hinweg, das glänzende Auge wurde matter, der elastische Gang schleichender als zuvor.

Der junge Graf fühlte sich belästigt durch dies beständige Wachehalten und auch dadurch, daß er nicht einmal einen Blick zurück erhielt. „Was ist das?" dachte er. Doch unmöglich konnte er an seine liebe Cousine denken, an sie mit den flachsgelben Haaren und den Sommersprossen auf der Stirn.

Doch sah der Graf Sixten ein, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, und er bereute nun, daß er ein Gefühl verrathen hatte, welches gleichwohl allzu heftig gewesen war, als daß er es nicht hätte verrathen sollen. Er hatte die Grenze der bloßen Bewunderung übersprungen, er hatte Maria alles gesagt, was sein Herz fühlte; er hatte ihr ewige Liebe und Treue gelobt, und erst späterhin hatte er an die Vorurtheile seiner Familie gedacht, und daß seine Pläne auf einen unüberwindlichen Widerstand von Seiten seiner Mutter und seiner ganzen Familie stoßen würden. Wenigstens wollte er so lange wie möglich einen Ausbruch zurückhalten; er, gleich Andern, die ihr Schicksal auf eine einzige Karte setzen, erwartete, daß ein Wunder geschehen würde, um seine Liebe zu begünstigen.

Inzwischen verbot er Marien, sich etwas merken zu lassen, und sie ging darauf ein, obgleich es ihrem Herzen weh that, daß sie es ihrem Vater nicht mittheilen durfte. Von diesem Augenblicke an konnte sie nicht wie sonst den Greis mit festen Blicken betrachten: sie, gleich allen Andern, schlug die Augen zu Boden, denn sie fühlte sich getroffen von einem jeglichen seiner strafenden Worte und machte wahr, was die Bibel sagt: Wer an Einem sündigt, der ist's ganz schuldig.

So standen die Sachen, als die Revolution des Jahres 1789 ausbrach. Jetzt warf Frankreich in einem Augenblicke

ab, was es bisher als groß und ehrwürdig angesehen hatte; alle Standesunterschiede hörten plötzlich auf, alle verschiedenen Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft wurden durch einander geschüttelt.

Gleichwie Oel und Wasser als vermischt erscheinen, so lange die Umschüttelung fortdauert, sich jedoch, sobald es wieder still wird, von neuem von einander trennen und Jedes für sich bleibt, so geschah es auch jetzt. Es war nur eine politische Veränderung, und diese bedingt nicht mehr als ein mechanisches Gemenge der verschiedenen Staatselemente; — nur eine religiöse Veränderung vermag das Verschiedenartige chemisch zu vereinigen, so daß es sich nicht bei der ersten Stille wiederum scheidet.

Inzwischen waren mehre da, als Graf Sixten Minnesköld, die sich hinsichtlich der Natur und der Folgen dieser Bewegung irrten. Er glaubte, denn dieses schmeichelte seiner Leidenschaft, daß der Standesunterschied jetzt auf einmal gefallen wäre, und daß seine Familie jetzt, mit einer großen Nation, mit einem großen Drama, welches auf den Ruinen des Vorurtheils aufgeführt wurde, vor ihren Augen, ihren Beifall geben würde.

Er hatte die Absicht gehabt, seine Mutter zu besuchen, alles zu gestehen und sie um ihren Segen zu bitten; aber er hatte nicht richtig gerechnet.

Eine Person, an die er gar nicht gedacht hatte, als ob sie im Stande sein könnte, in sein Schicksal einzugreifen, nämlich die gute Propstin, vernichtete seinen Plan, und zwang ihn, einen ganz entgegengesetzten Weg zu betreten.

„Es geht nimmermehr länger an: das Mädchen stirbt mir, wenn dies nicht bald ein Ende nimmt!“ dachte sie, und

die Mutterliebe überwand ihre Furcht, ihre Blödigkeit und ihre Gewohnheit an demüthige Unterwürfigkeit.

Graf Sixten kam mit seinen neuen Plänen im Kopfe an einem schönen Sommertage auf den Pfarrhof, um seine Maria zu sehen; denn mit ihr zu reden war unmöglich, seitdem die gutmüthige Mutter die Wache übernommen hatte; doch sowohl der Propst als auch Maria waren spatzieren gegangen, denn auch der Propst hatte bemerkt, daß sie kränklich wurde, und meinte, die Ursache wäre Mangel an Bewegung. Mangel an Bewegung war nämlich die einzige ihm bekannte Ursache einer Krankheit, denn dieser Mangel hatte ihn auf das Krankenlager gelegt gleich nach seiner Magisterpromotion. Sie waren also nicht zu Hause, und der Graf fand die Propstin allein.

„Jetzt oder nie!" dachte sie, und das Herz klopfte ihr hörbar.

„Wenn der Herr Graf so gnädig ist, ein wenig zu warten, so wird Vater mit Maria bald hier sein," sagte die Propstin, indem sie auf das Sofa deutete.

„Gnädiger Herr Graf!" begann sie mit niedergeschlagenen Augen: „Gnädiger Herr Graf! Sie haben es nicht böse mit uns gemeint — nein, das haben Sie nicht; aber Sie haben Betrübniß und Elend in unser stilles Haus gebracht."

„Ich? beste Propstin!"

„Ja, Sie!" erwiederte die gute Propstin und heftete ihre glänzenden Augen auf den Jüngling — „ja, Sie! — Maria leidet gar sehr; doch ich noch mehr als sie — ich bin ihre Mutter — und Sie haben ihr Hoffnungen eingebildet, welche niemals erfüllt werden können. Sie haben ihr eine Zukunft vorgemalt, welche zu verwirklichen Ihnen ganz unmöglich ist; mit einem Worte, Herr Graf Sixten Minnesköld! Sie haben . . . Sie haben durch eine Unwahrheit Ihren edlen Namen beschmutzt — und die Thränen einer unglücklichen Mut=

ter werden die Ehre von Ihrem Wappenschilde abwaschen, wenn es die Thränen eines armen Mädchens nicht vermögen!"

Das Herz der Propstin war in Aufruhr, und sie sprach mit der ganzen Kraft der Begeisterung einen Fluch aus über den Jüngling.

Anfangs erstaunte er über das Auftreten der Propstin, daß dieses schweigende, demüthige Wesen so zu reden vermochte; bald aber dachte er daran, daß es kaum ein furchtsames Vogelweibchen giebt, das nicht mit Muth sein Junges vertheidigt; — er hatte ja zu Hause ein in Ostindien gezeichnetes Gemälde, auf welchem ein Colibriweibchen eine Boa Constrictor anfällt, welche mit ihren Ringeln das Nest zu zermalmen im Begriff steht.

Er schwieg, und die Propstin legte ihre Hand auf seine Schulter mit den Worten: „Ich spreche keinen Fluch aus über Sie, gnädiger Herr Graf! — doch übel haben Sie gehandelt!"

„Maria hat also alles erzählt?"

„Nein, gnädiger Herr Graf! doch ich habe alles verstanden, und ich mußte reden. Reisen Sie in Gottes Frieden, gnädiger Herr Graf — vielleicht vergißt Maria Sie — reisen Sie; doch peinigen Sie uns nicht länger!"

„Nein, gute Mutter, ich will Sie nicht länger peinigen!" sagte Sixten: „Glauben Sie mir: die Pein soll sehr kurz werden."

„Sagen Sie dem Vater nichts — es würde ihn ins Grab legen, wenn er ahnte …"

„Nein, er soll gar nichts ahnen, ich verspreche es Ihnen. — Doch dort kommen Sie! — Sein Sie mir nicht böse, Mutter!" setzte er hinzu, und küßte der erstaunten Propstin die Hand.

In diesem Augenblicke trat der Propst und mit ihm Maria ins Zimmer.

„Und Du, Frau, sagtest dem gnädigen Grafen nicht, daß wir nur im Garten wären? — Hm!" sagte der Propst vorwurfsvoll.

„Wir hatten so vieles mit einander zu reden, bester Herr Propst," fiel Sixten, „und jetzt wünschte ich mit Ihnen zu reden."

„Ja, gerne," sagte der Propst freundlich, „gerne, gnädiger Herr Graf, gerne!" und sie verschwanden im Zimmer des Propstes.

„Bester Herr Propst!" begann Sixten, indem er seine Hand auf die Schulter des Greises legte, „Sie lieben ja Sixten Minnesskiöld um seiner Väter willen — nicht wahr?"

„Gnädiger Herr Graf! ich ehre in Ihnen einen würdigen Sprößling eines edlen Stammes."

„Sie können mir ja nichts abschlagen, edler Greis — Sie, den ich liebe wie meinen eigenen Vater?"

„Ich danke Ihnen! doch so dürfen Sie nicht sagen: ich bin eines geringen, wenn auch ehrlichen Mannes Sohn, und ..."

„Könnten Sie mir verzeihen, wenn — ich Sie betrogen hätte?"

„Gerne, doch würde es mir wehe thun, wenn ein Graf Minnesskiöld seinen edlen Namen dadurch beschmutzte, daß er einen alten Greis betröge, der so leicht zu betrügen ist, eben weil er Sie so lieb hat. — Reden Sie! alles ist von meiner Seite verziehen!"

„Wollten Sie Ja sagen, wenn meine Bitte billig ist?"

„Ja, gnädiger Graf!"

„So wissen Sie denn, edler, stolzer Greis! daß ich Ihnen meine Liebe zu Marien verhehlt habe! Diese Falschheit, die

meinen Namen nicht besudelt, haben Sie mir schon verziehen, und Ja sagen Sie, wenn ich Sie jetzt um Ihren Segen bitte: — geben Sie mir Ihre Maria, und lassen Sie mich Ihren Sohn werden!"

Der Greis war auf seinen Lehnstuhl gesunken, fuhr mit der Hand über die Stirn und betrachtete den knieenden Jüngling mit düstern Blicken. Er schwieg lange — er mußte sich erst fassen.

„Jede Klasse hat eine eigenthümliche Ehre: der Bauer die seinige, der Bürger die seinige, der Geistliche die seinige und der Edelmann die seinige. — Sie wollen sich erniedrigen, erhöhen jedoch uns damit keineswegs; wir haben unsern Stolz. — Nein, Graf Sixten — nein!"

„Können Sie so antworten? Wollen Sie Ihrer Tochter und mir den Todesstoß versetzen?"

„Gnädiger Herr Graf!" erwiederte der Greis, „stehen Sie auf! Lassen Sie es keinen Menschen wissen, daß ein Graf Minnesköld vor einem Schmiedesohne das Knie gebeugt hat! Die Enkelin des Schmiedes wird ihre Leidenschaft bezwingen und der Enkel des Reichsrathes die seinige. — Es geht nicht! — Ich will es nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Glauben Sie denn nicht, daß Maria Ambjörnsson allzu stolz ist, um die Verachtung Ihrer stolzen Familie zu ertragen? Glauben Sie denn, daß sie unter Fremdlingen sitzen will als ein Mitglied, das man aus Gnaden unter sich aufnimmt? Glauben Sie denn nicht, daß die Verachtung, welche man auf mein Kind wirft — auf mein Kind, gnädiger Herr Graf! — Sie peinigen und ermüden wird? — Genug: meine Tochter ist eine arme Pastorstochter und paßt sich nicht zu einer Gräfin."

„Bester Herr Propst! Sie sind stolz, das ist gut — auch ich bin stolz, gleich Ihnen. — So wissen Sie denn: wenn der Graf Sixten Minnessköld die Tochter des Schmiedesohnes zu seiner Gattin wählt, so wird er auch sich und sie zu vertheidigen wissen! Die Verachtung wird sie nie treffen: man wird es nicht wagen, die Gräfin zu verachten, wenn man auch über die Pastorstochter hinweg sehen möchte. — Ueberdies hat Europa jetzt diese erbärmlichen Mauern niedergestürzt, welche die Vorurtheile zwischen den Menschen aufgeführt haben: wir alle sind Menschen — gleich gut."

„Auch Sie haben sich von diesem Schwindel ergreifen lassen, gnädiger Herr Graf! Sie wären heute im Stande, Ihr ererbtes Wappen zerschmettern zu wollen?"

„Ja, wahrlich!"

„Aber, glauben Sie mir: es kommt dennoch eine Zeit, da Sie die Stücke gerne wieder auflesen und den Versuch machen wollten, ihre zersplitterten Bilder wieder zusammen zu setzen."

„Nein! — und warum?"

„Ja, wissen Sie: dem Kinde macht nichts ein größeres Vergnügen, als seine Spielsachen erst entzwei zu schlagen, und sie dann wieder zusammen zu setzen."

„Also sehen Sie ein, daß dies alles nur Spielsachen sind?"

„Ja, alles ist ein Spielzeug, gnädiger Herr Graf: die Königskrone und die Krücke des Bettlers, ein geehrter Name und einer, der vergessen wird, alles! — Nur Eins steht fest, nämlich des Herrn Wort, denn dieses bleibet in Ewigkeit!"

„Sie sagen aber dennoch Ja!" begann der Jüngling von neuem bittend. „Sagen Sie Ja, und geben Sie mir Ihren Segen!"

„Nein, ich kann nicht! Sie segnen will ich, und das thue ich jeden Augenblick; doch nicht als meinen Sohn. — Das Ein=

zige, das ich von Ihnen bitte, ist: kommen Sie nicht wieder zu uns! lassen Sie uns in Frieden leben! — Leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten ergriff er die Hand des Grafen und kehrte zu den Seinigen zurück.

Nicht ein Zug, wo nicht ein leichtes Zucken der Lippen, verrieth, was in der Seele des Greises vorging; er redete so ruhig, daß die Furcht der Propstin fast ganz verschwand; Maria saß jedoch bleich und still da, als ihr Vater kein Wort von allem sagte, was der Graf ihm anvertraut hatte.

Am Abend, nachdem der Graf abgefahren war, ohne ein Wort mit Maria geredet zu haben, saß sie allein bei dem Vater.

„Maria!" sagte der Greis, „Du hast kein Vertrauen gehabt zu Deinem alten Vater — Du hast nicht mit ihm reden wollen, da es das Wohl und das Weh Deines Lebens betraf! Warum hast Du mir Das gethan?"

„Vergieb! Vergieb! bester Vater! vergieb mir!" rief das Mädchen schluchzend, und sank in seine Arme.

„Sei ruhig, Kind! Hast Du Dich nur dem Herrn anvertraut, ihm, der unser Aller liebreicher Vater ist, mehr denn ich voller Liebe, und mächtig und weise und gnädig in alle Ewigkeit, dann ist es gut; hast Du das aber nicht, sondern hast Du auch seiner vergessen, so nahe Dich ihm wieder in Gebet und Anrufung, und er wird Dich hören und dem verirrten Kinde verzeihen und das Lamm in seinen Schoß nehmen, er, der gute Hirt."

„Vater! Vater! lehre mich beten!"

Da faltete der Greis seine Hände, so daß sie die schönen Locken umschlossen und betete leise — und als er geendigt hatte, zog er sie zu sich hinauf und schloß sie in seine Arme. „So, Kind! nun ist alles wieder gut — denke nicht mehr an ihn!"

„Ich will beten!“

„Ja, Kind! das hilft — glaube mir, das hilft! Stets wenn es mir widerwärtig ergangen, wenn mein Herz betrübt gewesen ist, da bin ich zum Gebet geflohen, und siehe! je mehr ich gebetet habe, desto näher bin ich dem Geiste der Wahrheit gekommen, bis er in mein Herz gedrungen ist mit seinem Lichte, und bei diesem Lichte habe ich gesehen, daß Dasjenige, was ich für ein Unglück hielt, eine Gnade des Himmels war zum Segen und nicht zum Fluch. Sei daher getrost, meine Tochter! der Herr wird Dich stärken und lehren, besser als ich es vermag, wie kränkend die Verachtung einer stolzen Familie ist; wie unglücklich Du sein würdest in den goldenen Fesseln, und gezwungen, einen Rang zu tragen, zu welchem Du die angebornen Kräfte nicht besitzest — genug: es würde eine Zeit kommen, da Deine Schönheit verschwunden, da Deine Seele zerschmettert ist von dem Bleigewichte des Familienhasses, und da Dein Mann denken würde: wenn sie doch wenigstens mir ebenbürtig gewesen wäre, so hätte ich sie mit Ehren zu meiner Frau nehmen können, selbst nachdem ihre Schönheit dahin ist — und dann? — Maria! und dann?“

„Du hast Recht, lieber Vater! und ich sehe es jetzt klar;“ entgegnete Maria, und hob stolz das schöne Haupt. „Nein! nein! das geht nicht! Schmach und Härte würden längst das Herz zermalmt haben, ehe er es thun würde — ich will an ihn nicht mehr denken!“

Von diesem Tage an konnte Maria wiederum leben. Was bisher an ihrer Seele gezehrt hatte, das war nicht allein eine unglückliche Liebe, sondern ein Gewissensbiß. Jetzt war diese Last hinweg: der Vater wußte alles, hatte alles verziehen, und sie fühlte sich erleichtert.

Graf Sixten kehrte zu seiner Mission nach St. Petersburg zurück. Sie sahen sich nicht mehr.

„Ich will Dir eine Gespenstergeschichte erzählen“ — so schrieb der Propst Hjertner an einen seiner Freunde — der Brief ist datirt den 3. Juli 1793. — „Ich will Dir eine Gespenstergeschichte erzählen, und wenn Du sie nicht glaubst, so glaubst Du nicht meiner Wahrheitsliebe, und ich müßte meinen eigenen Augen mißtrauen.

Im vorigen Jahre kam, mirabile dictu, mein Freund, der Propst Ambjörnsson, zu mir. Er war damals einundachtzig Jahre alt und seit vielen Jahren nicht weiter gekommen, als bis in seinen Garten in Ljungatorp. Sein Besuch setzte mich in ein eben so großes Erstaunen als in Freude. Der vor einigen Jahren noch so hehre Greis war nun vom Alter gebeugt, das früher so offene Gesicht hatte einen Anstrich von Mißtrauen und Betrübniß erhalten, die freimüthigen, blitzenden Augen hatten ihr Feuer verloren. Mit Mühe stieg er aus seinem Wagen und trat von mir geführt ins Haus.

„Es ist schon lange her, ich glaube fünf Jahre,“ so begann er und versuchte ein Lächeln, „seitdem ich in Deinem Hause war, lieber Bruder; aber ich beginne alt zu werden, das Uhrwerk ist abgenutzt, wenn auch die Federkraft noch die alte ist, doch bald vermag sie den Mechanismus nicht länger in Bewegung zu setzen.“

„Rede nicht so!“ fielen ich und meine Frau zu gleicher Zeit ein. „Noch viele Jahre, so Gott will ...“

„Doch er will es nicht, und noch einmal sage ich: er will es nicht! Er ließe die Hütte nicht so verfaulen und düster und unangenehm werden, wenn er nicht wollte, daß der Geist

wünschen sollte, in das Freie hinausziehen und eine neue Hütte im Hain Mamre aufschlagen zu dürfen."

„Meine Zeit ist kurz," fuhr er fort; „der Alte muß langsam fahren, und hat zwei Meilen bis nach Hause. — Ich wollte allein mit Dir reden, Bruder."

Meine Frau entfernte sich.

„Höre, Bruder!" begann der Greis, und noch einmal flammte das vorige Feuer auf in seinen Augen; „ich habe während meines ganzen Lebens nach einem Freunde gesucht, seitdem ich den Reichsrath verlor; außer Dir jedoch keinen gefunden. Du bist ein Priester des Herrn, so wie ich es habe sein wollen, aber nicht habe werden können."

„Sage nicht so," fiel ich ein. „Hat irgend jemand mit Segen in seinem Berufe gewirkt, so . . ."

„So ist es der Propst Ambjörnsson in Ljungatorp! — Ja, ich habe die Geschichte schon früher gehört; doch weiß ich am besten, wie es gewesen ist. Laß mich reden, ich kenne mich selbst am besten; ich habe jeden Gedanken gemessen und gewogen nach demjenigen, was uns die Bibel gerecht vor Gott sein lehrt, und, siehst Du, mein Leben ist ein steter Kampf gewesen zwischen dem Geiste Gottes, der da wirken wollte, und dem Geiste des Teufels, der mich in das Verderben führen wollte. Ich bin stolz gewesen in meinem Gemüthe; aber ich habe das gewußt und habe gekämpft so gut ich es vermochte. Dennoch aber lebt der Same: der Sohn des Schmiedes ist stolz, gleichwie der arme Schmied es vor ihm war. Ich habe unumschränkt geherrscht in meinem Hause und in meiner Gemeinde, und habe nur Macht haben wollen."

„Und dennoch, lieber Bruder," wendete ich lächelnd ein, „hast Du oftmals Anerbietungen zu einem größeren Wirkungskreise und zu größerer Macht ausgeschlagen."

„Ja, ich selbst glaubte wie Du, Bruder, daß es Demuth war — ich habe es besser geprüft: es war Stolz und Herrschsucht. Siehst Du: an einem höheren Platze, in einer größeren Gemeinde, hätte meine Kraft nicht ausgereicht, unumschränkt zu herrschen, und dieses that ich in Ljungatorp — ich dachte wie Cäsar: lieber der Erste dort, als der Zweite in Rom. Doch, siehst Du, Bruder! jetzt kann es einerlei sein; was geschrieben ist in dem großen Buche, das steht dort schon. Der Alte kann es weder auswischen, noch etwas Neues hinsetzen — er ergiebt sich in Gottes Willen.“

„Du wolltest mit mir reden?“ begann ich, nachdem der Greis lange geschwiegen, mit den Augen vor sich hin gestarrt und mit seinen Gedanken abwesend geschienen hatte.

Er erwachte wieder. „Ja, jetzt entsinne ich mich! — Es fliegt mir bisweilen weg.“

Jetzt ergriff der Greis meine Hand und erzählte mir ein Familiengeheimniß.

Du sahst vielleicht im letzten Juni in den Zeitungen unter den Neuvermählten den ehemaligen Attaché bei der Gesandtschaft Seiner Königlichen Majestät zu St. Petersburg, Grafen Sixten Minnessköld, und Jungfer Maria Ambjörnsson, Tochter des verstorbenen Propstes P. Ambjörnsson und seiner hinterlassenen Wittwe, gebornen Friman, getraut auf dem Pfarrhofe zu Ljungatorp am 23. Mai.

Er redete mit mir über ihren Liebeshandel. Er erwartete nichts als Unglück von dieser Verbindung eines Mannes mit vielen Ahnen und eines Mädchens aus dem Volke; er fürchtete, der Graf Minnessköld möchte zurückkommen, wenn die Tochter keinen Vater mehr hätte und es möchte ihm gelingen, zu ihrem beiderseitigen Unglücke ihre Hand zu gewinnen. „Versprich mir daher, Bruder, du redlicher Freund! dem Un-

glücke entgegen zu arbeiten, wenn solches nothwendig wird; sage ihnen, der alte Propst Ambjörnsson sei in der Ueberzeugung gestorben, daß diese Verbindung das Unglück Beider herbeiführen würde; thue alles, was Du kannst!“

Ich versprach alles zu thun, was in meinen Kräften stände.

Endlich reiste der Greis; ich sah ihn in diesem Leben nicht wieder: er war auf seinem Lehnstuhle eingeschlummert, indem er die Hand seiner Tochter in der seinigen hielt und dieselbe in der letzten Todeszuckung drückte.

Als ich hinkam, fand ich Maria fast in Verzweiflung: die ganze Heftigkeit ihres Charakters war ausgebrochen; sie ließ sich nicht befriedigen mit gewöhnlichen Trostesworten.

Sixten Minnesköld hatte seine alte Liebe nicht vergessen, Maria die ihrige eben so wenig. Ich rieth ab, ich theilte ihnen den letzten Gruß des Vaters mit: nichts vermochte den Strom zu hemmen; meine Worte verhallten gegen die des Grafen; er hatte die Vernunft, die neuen Ideen und die Liebe auf seiner Seite, und ich auf der meinigen hatte weiter nichts, als die Weissagungen eines abgelebten, vorurtheilsvollen Greises anzuführen.

Ich wurde gebeten, die Trauung zu vollziehen. Eine solche Stunde habe ich noch niemals erlebt, und möchte wünschen, sie vergessen zu können.

Die Gäste waren versammelt; mit schwerem Herzen kam auch ich. Die Feier sollte beginnen. Da trat der Graf ein durch die eine Thür, geführt von einem Freunde (kein Einziger von seiner Familie war zugegen), und durch die andere kam die Braut — sie hatte bitter geweint, die Augen waren

von Thränen geschwollen; doch jetzt blickte sie wiederum freimüthig um sich her und versuchte zu lächeln. „Schon — schon —“ dachte ich — „Du siehst hier niemanden von der Familie Deines Mannes; Du ahnst, daß man Dich verachtet!“ Die Trauungsceremonie sollte beginnen: die beiden Verlobten standen vor den mit Blumen gezierten Schemeln. Da, Bruder! sah ich den alten Ambjörnsson, hoch und stolz, wie er im Leben gewesen, hinter dem Brautpaare stehen, seine dunklen Augen unabläßig auf mich richten und den Finger auf den Mund legen. Ich erblaßte; es wurde mir schwer, meine Besinnung zu behaupten; endlich aber gelang es mir, indem ich die Kirchenagende so hoch hielt, daß ich die Gestalt nicht sah. Als jedoch die Ringe gewechselt wurden, da stand er eben so deutlich wieder da. Der Bräutigam ließ den Ring fallen, als er ihn der Braut auf den Finger stecken wollte; da flog ein Hohnlächeln über die Züge des Greises — und er verschwand.

Der Ring wurde wiedergefunden, die Trauung vollendet; doch ich vergesse dieses niemals.

War es eine Einbildung? Unmöglich! Ich sah ihn ja so deutlich, wie ich das Brautpaar und die Marschälle zu beiden Seiten sah; ich sah ihn anders, als ich ihn zuletzt gesehen hatte, nämlich kraftvoll und so, wie er etwa vor vierzig Jahren gewesen war.

Ich habe das Ereigniß erzählt, wie es sich zugetragen hat — kein einziges Wort mehr oder weniger.“

So lautete der Brief. Man mag davon glauben was man will, so ist wenigstens so viel gewiß, daß der Propst Hjertner, ein aufgeklärter, vorurtheilsfreier und wahrheitlie-

bender Mann, auf sein Gewissen (und dieses war ihm alles) betheuerte, daß alles wahr wäre. Es ist schwer, einem solchen Zeugnisse und einem Volksglauben, welcher der Kindheitsgedanke des Menschengeschlechtes gewesen ist und noch ist, einer Ahnung, die unserm geistigen Instinkte anzugehören scheint, die Wissenschaft entgegen zu setzen, welche in diesem Falle nichts anderes zu bieten hat, als Theorien, die künstlicher, aber unglaublicher sind, als alles andere. Die Wissenschaften sind nicht im Stande, in ihrer Vereinigung die Gesetze zu finden für so alltägliche Dinge wie Wind, Regen und Sonnenschein, und sollten dennoch die Gesetze der Thätigkeit des Geistes zu bestimmen vermögen? Der Geist läßt sich nicht in dem Schmelztiegel auflösen, läßt sich nicht in dem Mikroskope erkennen, läßt sich nicht auf der Wage wägen, und dennoch ist er vorhanden, das wissen wir. Kurz: die Erzählung des Propstes Hjertner wurde geglaubt von Vielen, welche mit dem Herzen und nicht bloß mit dem Kopfe glaubten, und wurde verlacht von Allen, welche auf die Autorität Andrer oder auf ihre eigene eine feste Zuversicht setzten.

Von Axel Friman an Ernst Malmén.

Freund und Bruder! Hast Du versucht, was es bedeutet, recht neugierig zu sein? Ich meine so neugierig, daß Tante Karin gänzlich verschwindet, obgleich sie bis zu dem heutigen Tage und Datum die neugierigste Person gewesen ist, die ich gekannt habe? Jetzt weiß ich, was das bedeutet. Herr Gott! könnte ich doch eben diese Leidenschaft auch bei Dir, dem klugen Menschen, hervorkitzeln! Ich sterbe vor Neugierde — denn Lernbegierde kann ich es nicht nennen.

Doch laß uns gelangen zu dem Gegenstande unserer Betrachtung für diese Stunde, wie der Propst sagt, da er predigt. Wie Du weißt, bin ich geboren zum Naturforscher: es giebt nämlich solche, welche ihre Nase in alles legen und wirkliche Menschenspione sind; kurz, ich habe eine entschiedene Bestimmung zu Forschungen in der Menschheit und in der Natur. Darum botanisire und betrachte ich die Pflanzen durch eine gute Loupe; ich sammle Insekten und verstehe sie zu ordnen; ich kenne die Mineralien und habe Kupfererz hier unten gefunden, obgleich die „Spur" ziemlich gering ist und mich daher zu keinem Kapitalisten machen wird; ich forsche in den Herzen der Mädchen und auch in denen der Mütter, ob ich irgend eine „Spur" finden kann, wenn sie auch geringer sein mag, als die des Kupfers; mit einem Worte: ich unterhalte mich mit der Natur, nämlich in einer so weiten Bedeutung des Begriffes. Nun gut: ganz neulich strich ich umher auf den Wiesen und packte meinen Porteur voll Blumen; ich wußte nicht recht, wo ich zu Hause war, bis ich an einem schroffen Bergsturze stand und gerade unter mir erblickte — was meinst Du wohl? — den Schornstein des Drechslers Gran. Es war Sonntag, und nun fiel es mir ein das geheimnisvolle Zimmer, die Kammer der Jungfer Gran, das Sonntagszimmer, wo der Philosoph und seine Schwester den ganzen Tag in Nachdenken zubrachten, zu stürmen, so gut es sich machen lassen wollte.

Ich konnte dieses um so besser, als man keine Fenster an dieser Seite hatte, und ich also in das Haus kommen konnte, ohne dem Querkopfe mitten in der Thür zu begegnen. Ich habe Creti und Pleti gefragt; doch kein Mensch ist jemals in diesem Obergemache gewesen: dieses ist ein Mysterium für die ganze Umgegend. Die Leute meinen, der Drechsler und seine Schwester sitzen dort den ganzen Sonntag und lesen entweder

Gottes Wort oder spielen ein Spiel, welches Schach heißt; draußen aber sind sie niemals: so viel steht fest.

Das sind ja wirkliche belebende Tropfen für die Neugierde! Auf den Zehen schlich ich den Berg hinunter, kletterte über das Stacket, riß mir ein Loch in meinen Inexpressiblen und stand im untern Hausflure, ohne bemerkt worden zu sein. Gleich einer Gans — nein, gleich einem Schwane streckte ich den Hals aus und guckte hinauf auf den dunklen Boden, wo ich die geheimnißvolle Thür gewahrte. Was war zu thun? Stürmen? Ach nein, da wäre der günstige Drechsler mir in der Treppe entgegen getreten — also schleichen.

Ja, Du! dieses war wohl ein wenig nichtswürdig und gemein; doch ich will mich bessern: so dachte ich, als ich auf der zweiten Treppenstufe stand, und dennoch — ja, der Mensch ist ein schwaches Gefäß, darin hast Du Recht, Du himmlischer Mann, der Du sitzest in Deinem Zimmer und keine andere Leidenschaft hast, die Dich verführt, als die einzige, Jahr aus und Jahr ein neue Bekanntschaften mit alten Herren in ganzen oder halben französischen, wälschen oder pappenen Bänden zu machen.

Kurz: mein sündhafter Vorsatz gelang, und ich wollte nun anfangen wieder ehrlich zu werden, und beabsichtigte einzutreten. Schon hatte ich die Hand ausgestreckt, um nach dem Schlüssel zu greifen, als ich die Jungfer drinnen zu dem schwachen Klange einer Guitarre in einem halb milden, halb wehmüthigen Tone singen hörte. Jedes Wort drang mir so recht in die Seele, denn überall leuchtete die Klage einer Seele hervor, die sich einsam fühlt, und der das Leben nicht dasjenige gewährt hatte, was es versprach.

Als die Stimme schwieg, sagte der Drechsler: „Ja, Catharina! wir leben von unsern Erinnerungen, obgleich sie

jetzt nicht die unsrigen sind. Wie glücklich sind wir aber nicht in unserer Abgeschiedenheit; uns drückt ja gar nichts, als ein einziger Gedanke."

„Daß Einer von uns den Andern überleben wird, so ist es. Unser einziger Kummer ist dieser Gedanke."

„Doch wir wissen ja," wendete der Bruder ein, „daß wir unsterblich sind, und ich werde auf jeden Fall bei Dir sein, oder wenn ich es auch nicht bin, so werde ich an Dich denken und Dich lieben, Catharina, wie ich immer gethan habe."

„Aber Du bist doch nicht hier!"

„Bin ich denn aber nicht auch abwesend, wenn ich bei meiner Drechselbank stehe und Du hier oben sitzest und nähst?"

„Aber ich höre Dich doch."

„Nun wohl! Wenn Du nach meinem Tode einen einsamen Vogel im Walde hörst, der seine einfachen Töne singt, so bin ich es vielleicht, der durch ihn redet und meiner Schwester zuruft. Mit einem Worte: diese Trennung ist nur scheinbar."

„Nun so öffne denn den Schrank, Carl — wir müssen ja unser Alles sehen."

Ich hörte wie eine Schrankthür geöffnet wurde, und alles war still.

„Dieses Kreuz ist doch sehr schön!" sagte die Schwester.

„Und dieses Gebetbuch auch," setzte der Bruder hinzu; (er blätterte) — „höre zu!" Und er las mit einer klaren schönen Stimme ein Gebet aus dem Buche.

Als er geendet hatte, trat eine neue Pause ein, und ich hörte, wie die Schrankthür zugemacht wurde.

Darauf sagte die Schwester: „Jetzt kannst Du Dich ja hinsetzen und Dich ein wenig mit einer Arbeit unterhalten, während ich Dir etwas vorlese, wie wir an den Sonntags-

abenden pflegen. Inzwischen kann ich nicht läugnen, daß es sehr angenehm sein würde, wenn ..."

„Was denn, Catharina?"

„Wenn wir einmal dieses Paquet mit den fünf Siegeln näher ansähen."

„Das dürfen wir nicht eher, als wenn es Noth thut. Uebrigens wissen wir, was es enthält."

„Briefe — ja."

„Ja."

„Aber was enthalten diese Briefe?"

Der Bruder lachte. „Weiß Gott, Catharina, Du bist sonst so gut, so klug, so vortrefflich und, mit einem Worte, geziert mit allen menschlichen Vollkommenheiten."

„Vielleicht bin ich auch schön, wenn alles um und um kommt?" lachte die Schwester.

„O ja, auch das. Gewiß giebt es hier jüngere Mädchen, als Du, die nicht so gut aussehen."

„Und nun meinst Du, Du hättest mir eine Artigkeit gesagt? Lieber Carl! es ist gut, daß Du es zu einer Schwester sagst; nun und nimmermehr ließe es sich zu einer Gattin sagen."

„Eben darum habe ich mir auch keine angeschafft. Doch um nun auf die Frage zu antworten, so bist Du bei allem, was ich eben in Worten ausführte, leider sehr neugierig, und ich bin überzeugt, es macht Dir wirklich Pein, daß Du diese fünf großen Siegel nicht brechen darfst, oder wie?"

„Das kann ich nicht läugnen. Ja, lieber Carl, bisweilen ist es mir, als läge ein Centnergewicht auf meiner Seele."

„Ach so!"

„Ja, das verstehst Du nicht."

„Nein, ich bin ein Mann und also nicht neugierig."

Das war ja eine große Artigkeit für mich Armen, der ich draußen stand und lauschte! Inzwischen kam es mir so vor, als ob Jemand sich der Thür näherte: ich konnte ja plötzlich die Thürkante an meiner Stirn zu fühlen bekommen: Sens moral: „Man soll nicht vor einer Thür lauschen, welche nach außen geöffnet wird!" — und ich ergriff die Retirade. Wenn tausend Mann laufen, so heißt es: man zieht sich zurück; wenn aber Einer dies thut, so heißt es einfach: man begiebt sich hinweg, und so machte ich es denn, und zwar eben so leise und still wie ich gekommen war.

Als ich wiederum oben unter den Bäumen auf der Wiese stand, da kam es mir fast so vor, als sei die Expedition schlecht und dumm gewesen, und ich war und bin tausendmal neugieriger, als zuvor.

Jener Schrank, mein Ehrenbruder! oder das prächtige Kreuz und das Gebetbuch könnten sich wohl noch überwinden lassen. Ich stelle mir nur vor, es sei der Silberschrank der Herrschaften, der fünf ungleiche silberne Löffel enthält mit der Aufschrift: „dem Meisterschmiede N. N. für 00 Schiffpfund Uebergewicht im Jahre ꝛc." — In Gegenden, wo viele Hüttenwerke sind — und das ist hier der Fall — haben dergleichen Leute immer solche Löffel. Aber das Paquet, die fünf Siegel, große Siegel noch dazu, und ein Bund Briefe — wie? Es würde schmecken, wenn man sich ein wenig auf die Geschichte legte und in diesen Briefen kramte, um die Zustände genau kennen zu lernen.

Doch, da Schwester Catharina das nicht einmal darf, so ...

Ich habe gestern die Schwester Catharina gesehen und zwar in der Kirche. Sie sieht gar nicht übel aus, hat ein Paar kluge und dabei dennoch fröhliche Augen, ist übrigens schon bejahrt, gut, ja sogar ein wenig herrschaftlich gekleidet und hat Respekt unter den alten Frauen, denn als sie in den Stuhl trat, kamen Alle in Bewegung, um ihr den besten Platz einzuräumen. Onkel Propst nickte ihr ganz freundlich zu, als er zierlich und priesterlich über den Gang nach dem Altare ging, und der Küster machte einen Bückling und krümmte den Nacken so, daß ich fürchtete, der Kopf könnte abfallen. Das bedeutet etwas. Ich will mit dem Küster reden. Mit dem Onkel Propst kann man unmöglich fertig werden.

Ich habe mit dem Küster geredet. Das ist Dir ein merkwürdiger Mann: außer dem Hause hält er Auctionen, und in seinem Hause steht ein Lindholm'sches Klavier, welches, wenn der Kantor in zitternden Tönen darauf spielt, gleich den Schulknaben, die sich prügeln, zu sagen scheint: „Laß mich los — laß mich sein! sonst gehe ich und klage!"

Mein Kantor ist ein vornehmer Herr, der ein Zeugniß von der königlichen musikalischen Akademie in der Tasche und die Vaccinationsmedaille auf der Brust hat, denn, siehst Du, wenn man während einer gewissen Anzahl von Jahren einer Menge von jungen unschuldigen Wesen geschwollene Arme geschafft hat, so erhält man eine Belohnung. Mit einem Worte: der Kantor ist ein sehr glaubwürdiger Mann. Ich spielte an auf den Drechsler. Der Kantor verzog die Augenbrauen und sah merkwürdig aus.

Ich fuhr fort.

Der Kantor wurde noch merkwürdiger und sagte endlich: „Gran ist mein Freund; wir sagen Du zu einander, und sind Brüder."

Nun, es war ja ebenfalls gut, dieses zu wissen.

Ich forschte weiter.

Da erfuhr ich denn ferner, Gran hätte zehn Jahre lang im Kirchspiele gewohnt.

Auch das war etwas.

„Und ferner?"

„Meister Gran ist wohlhabender, als er aussieht, ein wirklich tüchtiger Arbeiter. Wir sind sehr gute Freunde."

„Er soll aber einen Schrank haben," fiel ich ein.

„Ja, er hat deren zwei; er kaufte sie auf der Auction des Capitains; aber er bezahlte sie zu rechter Zeit."

Das kann man Aufklärungen nennen! Und das war alles, was ich erfuhr, so sehr ich auch meinen lieben Kantor klemmte und melkte. Zwar wurde er endlich redselig, doch aus seinem Geplauder bildete sich ein Rondeau, in welchem die „Wohlhabenheit," die „Brüderschaft" und die „zehn Jahre" nicht allein den Anfang, sondern auch das Ende bildeten. Diese drei Dinge waren augenscheinlich das ganze „Motiv" des Herrn Kantors, wie es in der Musik heißt.

Dort war also wirklich nichts zu holen weder über den Schrank, das Kreuz, das Gebetbuch, noch über das Briefpaquet. Das Einzige, welches ich erfuhr, außer daß der Drechsler den Küster „Bruder" und „Du" nannte, war, daß jener bisweilen mit seiner Schwester nach Lundby ging und die Frau Odelstam besuchte. Das war doch wenigstens Etwas: die beiden Gegenstände, welche meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten;

nämlich die sonderbare Drechslerfamilie und die liebenswürdige Familie auf Lundby, konnte ich also zu gleicher Zeit studiren.

Ich muß hin, obgleich die Tante sagt, es würde dies die Capitainin geniren. Aber in Gottes Namen! hier im Kirchspiele muß man überall stürmen, und man trifft keinen Menschen, den man nämlich treffen will, wenn man nicht die Festung mit Sturm nimmt. Dagegen trifft man auf allen Wegen und Stegen die liebe Mannerberg'sche Familie. Die Patronin ist jeden Tag aus und promenirt im Wagen mit ihrer Aeltesten an der Seite. — Mamsell Elise ist aus mit dem Bruder Figge und zwar zu Pferde, und der junge Patron Pär fährt in einer einsitzigen Chaise auf den Höfen umher, bald um mit dem Auswerfen zu drohen, bald um bei dergleichen zugegen zu sein, oder um Balken zu stempeln, oder um die Schneidemühle zu besuchen; denn der junge Patron Pär ist der Inspektor des Vaters für die äußere Wirthschaft, während der Patron selbst mit einigen mageren Buchhaltern auf dem Contore und bisweilen auch wohl in seinem Schaukelstuhle vor der Thür sitzt und Zeitungen lies't. Diese treffe ich so oft ich will; aber ich eile hinweg, so oft ich sie nur in der Ferne merke; denn unter allen ist Elise die einzige, die ein wenig interessant ist; doch sie reitet, und es ist eine unangenehme Situation, auf den Füßen zu stehen und interessant zu sein, während das Pferd unruhig ist, sich bäumt, einem die Beine abzutreten droht und mit dem Schwanze nach dem Gesichte schlägt.

Bald fahre ich nach Lundby — da kommt ein fernerer Rapport. Du scheinst Dich zu beleben, mein Junge! Denke Dir: wenn Du hierher kämest und Dich über ein armes Fräulein erbarmtest, und ich erbarmte mich über Elise oder „das Weib in der Vollkommenheit!" Da lüde ich Euch ein auf ein großes Mittagsessen, und ließe nicht nach, bis Du so

viel zu Dir genommen hättest, daß Du acht Tage krank wärest. Ja sogar solltest Du mit Deiner Gattin einen Flügel in meinem Eisenhammergute bewohnen. Du solltest meine Kinder unterrichten und gute Bezahlung haben, und an den Abenden wollten wir das Brettspiel vornehmen.

Da siehst Du einen guten Plan. Onkel fragt, ob Du nicht auf einen Monat herkommen kannst. Laß die Alten im Brette stehen: sie laufen Dir nicht weg, und kein Mensch wird sie Dir entführen.

Ein kleines Fest daheim.

Es war früh an einem Sommermorgen. Die Sonne hatte gleichwohl schon eine gute Weile über den Wald geblickt, und ihre Strahlen zitterten wie mattes Gold auf dem Lundbyer See mit seinen vielen Holmen; ein leichter Morgenwind kräuselte seine sonst spiegelblanke Fläche: darum war der Sonnenglanz so milde. In dem kleinen Garten ging ein junges Mädchen und beschäftigte sich damit, die Blumen auf dem Beete zu putzen. Ein anderes älteres Mädchen saß an dem offenen Fenster und war mit Nähen beschäftigt.

„Höre, Stafwa!" begann sie, die sich mit der Blumenpflege beschäftigte, „ohne alle Prahlerei sind unsere Blumen schöner, als bei dem Patron, obgleich man dort so schrecklich viele Arten hat und hier nur wenige sind. Weißt Du aber," fuhr sie lachend fort, „Eins ist gewiß: wenn man Blumen ziehen will, so muß die Ehrlichkeit mit sich dingen lassen."

„Ach, Du bist eine Närrin!" war die Antwort der Andern.

„So? Kam es denn wohl nicht so, wie ich sagte: Du gingst hin und batest den Gärtner, er möchte uns einige kleine Ableger schenken, und endlich war er so gnädig — gingen sie nicht alle mit einander aus?"

Das ältere Mädchen schlug die Augen auf und blickte hinaus auf den Garten. Es war nicht schön, dieses Gesicht; ein Ausdruck des verborgenen Schmerzes ruhte auf demselben, und dennoch betrachtete man es so gern.

„Ja, Du hast Recht; aber ich habe eben so wenig Glück mit Blumen, wie mit andern Dingen."

„Ja, siehst Du," fuhr die Andere fort, „während Du betteltest, so . . ja . . ja . . so stahl ich . . . ich brach eine ganze Menge Schößlinge ab, und sie sind sämmtlich fortgekommen."

„Liebe Emma! Du kannst das doch wohl nicht glauben? Sei überzeugt: Ehrlich währt am längsten."

„O ja, recht gut ist es ehrlich und gut zu sein, und auch ich bin nicht böse, liebe Stafwa."

„Aber Du bist kindisch."

„Ja, gewiß bin ich das; doch werde ich wohl klüger mit der Zeit." Sie kreuzte die weißen Arme. „Ach, mein Gott, wer doch so klug sein könnte, wie Du, Stafwa! da könnte Mutter von mir mehr Hülfe haben, als sie jetzt hat."

„O, Du bist dennoch ein gutes und tüchtiges Mädchen."

„Ich? Nein! Weißt Du, es kommt mir bisweilen so vor, als verursachte ich der Mutter nur Beschwerde und Kosten. Du nähst, Fredrika und Lina weben — oder besser, spinnen, spulen, wachsen und weben, und Ihr alle Drei betreibt die Wirthschaft."

„Das thust Du ja auch."

„Ja, Gott sei mir dabei gnädig! Mutter meint, ich gehe mit der Butter und Allem so um, daß in meiner Woche nichts

reichen will, und Ihr dagegen könnt alles so ausdehnen, daß es reicht, ha, ha, ha! — Lina schmiert die Frühstück=Butterbrote so dünn, daß ich gestern glaubte, der Mond schiene auf das gesegnete Stück Brot, welches ich bekam; doch da sagte mir Lina die Wahrheit, und, siehst Du, sie hat dennoch Recht — ja, das hat sie — es geht vieles darauf, und Mutter ist arm."

„Ja, die arme Mutter! Und dennoch will sie nicht, daß Eine von Euch sich eine Condition suchen soll."

„Das ist weiter nichts, als Hoffart!"

„Kannst Du so reden, Emma? — Mutter ist nicht hoffärtig."

„Behüte, nein! Doch, siehst Du, sie hat das Petschaft des seligen Vaters geerbt, und dann schickt es sich nicht, daß ein Fräulein bei andern Leuten ist und für Essen und Lohn dient, sondern das ganze adlige Jungfernstift soll zu Hause sitzen und die Mutter aufzehren, behüte ja!"

„Du bist so kindisch!"

„Ja, Herr Gott! Wenn doch jemand kommen und Dich oder uns Andere nehmen wollte: ich sagte augenblicklich ja, und wenn auch der Patron Mormell mit der messingenen Perrücke käme. Das ist ein kleiner guter Alter, ja wirklich ein recht rarer Alter, so häßlich er auch ist! — Du solltest sehen, ich würde eine vortreffliche Frau Mormell werden."

„Und Du wolltest ihn nehmen?"

„Ja, warum denn nicht? — War denn Vater schön? Und dennoch liebten wir alle ihn so herzlich. Zwar behauptet die Mutter, daß Vater in seiner Jugend schön gewesen wäre, wie ein Adonis; doch das glaube ich nicht. Der Vater sah gut und ehrenhaft aus, so wie er war; doch die Schönheit... Und dennoch, Stafwa!.. wir werden gewiß niemals jemand so herzlich lieben, wie ihn."

„Aber die Mutter...?"

„Ich meinte einen Mann, Stafwa!... Versteht sich, daß wir die Mutter lieben... Aber siehst Du," fuhr sie fort, indem sie sich auf eine Bank setzte, „diesen Figge Mannerberg mit seinen Reiterstiefeln möchte ich nicht haben, und wäre er auch zehnmal so reich als er ist."

„Aber er sieht gut aus."

„Ja, aber doch wie ein Kunstreiter oder wie ein Drehorgelspieler und, mit einem Worte, wie Einer, der umherstreicht."

„Nun aber muß ich wohl hinein und mich setzen, um an dem Pudel zu sticken, den Mamsell Elise auf einen Ofenschirm für ihre Mutter sticken soll. Diese Reichen sind doch recht lustige Leute! Hier sitze ich und sticke die ganze Herrlichkeit — das weiß Mamsell Elise, ihre Mutter und ihre ganze Familie — und so schämt sie sich nicht, das Geschenk zu geben, und die Andern schämen sich nicht es zu nehmen, als wäre es, wie es heißt, von der Mamsell selbst verfertigt. Denn so viel muß die Mutter doch wohl verstehen, daß Zeit dazu gehört, einen großen Pudel und ein schlafendes Kind, das mit seinem Kopfe auf dem treuen Thiere liegt, fertig zu bekommen. Das ist ein schöner Gedanke, Stafwa, und auch ein schönes Gemälde, wenn man nur den Augen des Hundes Ausdruck zu geben vermöchte; doch Treue, Aufmerksamkeit und Ergebenheit und so fort in viereckigen Augen auszudrücken, das ist eben nicht so leicht."

Noch beschäftigte sie sich eine Weile mit ihren Lieblingen, so daß der Kaffeetisch gedeckt war, als sie hereinkam. Das weiße Tuch war wohl gar sehr abgenutzt, lag aber dennoch recht zierlich auf dem kleinen runden Tisch, die Tassen waren zwar unecht, und die Glasur derselben zersprungen und inwendig gleichsam von der Sonne verbrannt, sahen aber den-

noch gut aus; und dann die Kanne, „die Schwarze," wie man sie nannte, stand recht prächtig auf ihrer irdenen Schüssel. Daneben lag auf einem Teller ein Haufe von Mondscheinsbutterbroten der Schwester Lina. Emma lächelte, als sie dieselben erblickte. „Aha! Du lachst über die Butterbrote," sagte Lina, welche die geschickteste Haushälterin der Familie war und sich auch dafür hielt; „doch geh Du hin und kaufe jedes Pfund, wie Mutter thun muß, so wirst Du ebenfalls nicht allzu dick schmieren."

„O, Linchen, ich denke den Patron Mormell zu heirathen," entgegnete Emma sich verneigend.

„Welches Geschwätz! Er ist ja verheirathet."

„Behüte ja; aber ich habe ja Zeit zu warten, bis seine Frau stirbt — und dann..." Ein neuer Knix.

„Immer bist Du Dir gleich... immer verrückt!... Herr, du mein Gott! wie würde es wohl gehen, wenn wir alle so verrückt wären!"

„Gewiß ginge es ein wenig rasend, Linchen; doch siehst Du" (knixend) „es können ja nicht alle gleich langweilig sein, Schwesterchen, und die Mutter hat Freude über mich."

„Ja, die Mutter hat Dich verzogen, das ist gewiß; so geht es immer mit dem jüngsten Kinde — und Mutter ist doch sonst so gerecht."

„Ja, ja! das ist sie gewiß."

Die beiden älteren Schwestern, Gustafwa und Fredrika, hatten das kleine Gezänk stillschweigend angehört. Als aber die Mutter erwähnt wurde, fiel Fredrika ein; „So, nun ist es genug, Kinderchen! Lina ist neunzehn Jahre alt und Emma funfzehn; das ist der fürchterlich große Unterschied zwischen den jungen Herrschaften."

„Ach so! Sagt die Tante das, die zwei und zwanzig ist?"

„Ja, Du! Wenn man über zwanzig Jahre kommt, so wird man erst mündig.“

„Ja, wenn man Wittwe ist, siehst Du; doch darfst Du Dein Vermögen nicht verwalten, wie unsre Mutter.“

„Still, Mädchen!“ fiel Gustafwa mit ihrer sanften und versöhnenden Stimme ein. „Redet nicht von Vermögen, wenn Ihr von der Mutter redet! Ihr ganzer Reichthum besteht in ihren vier Kindern; alles, was sie besitzt, ist die Liebe derselben; alles, um das sie bittet, ist daß diese einig leben, einander lieben, trösten und erfreuen mögen; und sie hat keine andre Freude. Bedenkt das, Ihr jungen Mädchen!“

Emma hatte mit niedergeschlagenen Augen dagestanden. Diese Worte trafen ihr Herz; denn sie war doch, das fühlte sie, der kleine Zankapfel, so wie auch die Freude der Familie, armes Kind! Die fröhlichen Augen wurden feucht, und sie trat zu Lina, welche ebenfalls verlegen aussah, reichte ihr die Hand und sagte: „Sei mir nicht böse, Lina! bisweilen betrage ich mich dumm; doch...“

„O nein, Gott segne Dich, liebe Emma! wir wollen uns niemals zanken!.. Auch ich bin sehr kitzlich,“ fuhr Lina fort; „doch Du wirst sehen, daß es nicht leicht ist, klug zu haushalten.“

Jetzt trat die Mutter ein. Alle Töchter außer Lina, die schon mit ihrer Mutter in Betreff der Wirthschaft geredet hatte, eilten ihr mit dem Gruße entgegen: „Guten Morgen, liebste Mutter!“

„Guten Morgen, Kinder!.. Ich habe heute lange geschlafen und muß nun wohl arbeiten, um Fredrika mit Spulen zu unterhalten... Du hast den ganzen Morgen gewebt?“

„Ja, Mütterchen; die Spulen sind bald zu Ende; doch Emma spult wohl für mich.“

„Ja, recht gern! — Der Hund wird dennoch fertig zu Weihnachten.“

„Aber das Geld bekommen wir nicht; zehn Reichsthaler sind doch Etwas — und die bekommt Emma.“

„Ja, Emma verdient von uns allen am meisten,“ fiel Lina zur Versöhnung ein. „Emma ist ein kleines gutes Mädchen, mein Schwesterchen!“

„Gott sei Lob und Dank! Ihr seid alle gut, und einig dazu: das ist das Beste! „Lebet mit einander!“ sagte der selige Vater, als er auf dem Sterbebette lag; „ich hinterlasse nichts, als die Liebe; aber gegenseitige Liebe wird Euch helfen. Gott verläßt nicht diejenigen, welche ihn und einander lieben!“

Der Kaffee wurde getrunken mit den gewöhnlichen Butterschnitten. Darauf aber ging Lina hinaus und kam zurück mit einer neuen Kanne und mit kleinen feinen Broten — ein richtiger Schmaus! „Was giebt's, Lina?“ fragte die Mutter.

„Liebe Mutter!“ antwortete Lina, „heute ist der elfte August, und heute vor siebenundzwanzig Jahren war Dein Hochzeittag — und ich dachte... ich wollte Dir eine Tasse recht guten Kaffee anbieten... ich will hoffen, er ist gut... und...“

„Dank, Lina!... doch...“

„O Mütterchen! dies ist wirklich mein Kaffee; denn ich habe einen Taufanzug aus Lappen genäht; dafür bekam ich drei Reichsthaler... und so dachte ich...“

Während sie redeten, legte Emma ihren Arm um den Leib der Schwester und liebkoste.

„Dank, Lina! Nun, da nehmen wir fürlieb!... Ja, Kinder! das war ein Festtag... Vater war damals jung, hurtig, fröhlich und dann so gut... und so wollte ich ihn sehen, ohne daß er mich sehen könnte, denn das bedeutet Einigkeit... und so brachten sie den Vater mit List hinaus, um einen Wagen

zu besehen... und so stand ich hinter der Gardine und sah ihn... ach, wie schön er war!"

„War aber Vater wirklich so schön, Mutter?" fragte Emma.

„Ja Du! Ein Mann ist immer schön, wenn eine edle Seele aus den Augen hervorblickt, und immer häßlich, wenn dort die Schlechtigkeit auf der Lauer sitzt."

„Ja, Herr Gott, wie sehr hast Du Recht, liebe Mutter!" rief Emma aus. „Jetzt sagtest Du etwas, das ich immer gemeint habe... Vortrefflicher Kaffee, Mutter!... sehr gut... Lina hat wirklich Ehre davon!"

„Ja, und dann die Brezeln... sie sind eben so mürbe, wie die der Patronin auf Lagerhyttan."

„Ja wohl, das ist ganz bestimmt!... Und dann: welche Pfefferkuchen!" sagte die Mutter; „die sind mit einer wirklichen Form gemacht, oder hast Du sie ausgeschnitten?"

„Nein, Mütterchen! Hier war neulich ein Klempner, und von ihm kaufte ich für drei Schillinge einige Stücke Blech, und darauf haben Fredrika und ich Formen daraus gemacht."

„Ja, liebe Mutter, das war dir ein Spektakel!" fiel Emma ein. „Sie klopften ein solches Stück Blech rund um einen alten Bläuel... o, sie sind erfinderisch!"

„Inzwischen haben wir nun Formen," merkte Lina an, „wenn sie auch an der einen Seite offen sind. Doch das ebnet man hernach mit dem Messer."

„Und so können wir Pfefferkuchen machen, so oft wir wollen," fügte Fredrika hinzu.

„Wenn wir Syrup haben!" fiel Emma ein.

„Ja, wenn wir Syrup haben, versteht sich!" war Lina's Antwort mit einer zurechtweisenden Geberde; denn diese Anmerkung mußte die Mutter ja natürlich an ihre Armuth er-

innern, als ob nicht der ganze Schmaus es schon that. So vergnügt kann niemand sein, als nur der Arme; nur er kann Genuß haben an allen diesen tausend Kleinigkeiten, die der Wohlhabendere gar nicht bemerkt. Der kleine Schmetterling hat Genuß an einem Tropfen Nektar, während der große Strauß es kaum merkt, wenn er einen großen Thorschlüssel verschlingt.

„Und nun,“ begann Gustafwa, die Aelteste, „kommt heute Nachmittag gewiß der Propst mit seiner Frau her, Mütterchen; denn die Tante fragte: Ist nicht der elfte August der Hochzeittag Deiner Mutter?“

„Ach so! kommen sie? — O! wenn wir ihnen doch etwas vorzusetzen hätten!“ äußerte die Mutter mit kummervoller Miene.

„O, das ist schon in Ordnung, liebe Mutter! Ja, das kostet der gemeinschaftlichen Kasse keinen einzigen Heller, sondern Deinen Töchtern nur ein wenig mehr Fleiß.“

„Aber ich bin nicht mit dabei!“ merkte Emma etwas verdrießlich an. „Warum durfte ich nicht mit dabei sein?... soll ich denn nicht mit dabei sein?... soll ich nicht auch meinen Halm mit zu dem Haufen tragen, wenn wir ein Vergnügen haben wollen?“

„Nein, das ließ sich nicht thun,“ erklärte Lina; „denn heute ist der Susannentag, und da konnte wohl das Fräulein Emma Susanna nicht selbst zu den Unkosten mit beitragen!“

„Susanna, ja, das ist wahr, so heiße ich auch!... Doch das ist ein recht häßlicher Name, liebe Mutter!“

„Deines Vaters Mutter hieß so.“

„Aha!... Nun, in alten Zeiten konnte man auch auf recht garstige Namen fallen!... Laß mich einmal nachsehen im Kalender!... Hier sind übrigens meistens Männerna-

men... Uebrigens ist heute über acht Tage Agapetus, ein recht prächtiger Name. Das würde herrlich klingen, wenn Herr Agapetus und Jungfer Susanna mit einander aufgeboten würden... Nun gut! Ich soll also neben der Mutter sitzen und an der Ehre Theil nehmen... So, Mädchen! Ehre dem Ehre gebührt!"

Der Nachmittag kam. Die ganze Familie außer Lina und Fredrika, welche mit den Vorbereitungen zu Kaffee, zum Thee und zu dem darauf folgenden Souper beschäftigt waren, saß da und erwartete ihre Besuche. Emma hatte die Blumengläser mit frischen Blumen geziert und alles in Ordnung gesetzt wie in einem Puppenschranke. Sie ging hin und her in den wenigen Zimmern, in dem kleinen Saale, dem kleinen Putzzimmer (so genannt, weil dort ein Sofa stand) und dem Schlafzimmer der Mutter, in welchem nur die Mutter und diejenige von den Mädchen, welche die Woche hatte, ruhten. Das Zimmer der Töchter war auf dem Boden, ein gewöhnlicher kleiner Jungfernkäfig mit einem Fenster in dem Giebel.

„Sieh doch, Mutter, da kommen Gran's über das Feld gegangen! Herr Gott, wie schön, daß auch sie kommen! Ja, ja, gieb Acht! die Mädchen haben sie gebeten! Ja, Mutter, das kann wohl sein, ja, das ist gewiß! Auch wäre es hier nicht lustig geworden, wenn Gran's nicht gekommen wären. Ja, ich liebe sie, als wären sie meine Geschwister. Carl Gran zog mich im Korbwagen, als ich klein war, und Catharina machte mir meine erste Puppe. Und Großmutter liebte sie ja so sehr?"

„Ja, sehr, sehr! Und Freude erlebte sie an ihnen; denn dort ist geschwisterliche Liebe, wenn diese irgendwo ist. Catha=

rina hat recht gute Vorschläge gehabt, aber sie wollte nicht. „Ich will meinen Bruder nicht verlassen,“ sagte sie immer; „und dann gehorche ich dem Befehle, den ich von meiner Mutter erhielt“ — (es war meine Mutter, welche sie so nennt, bemerkte die Kapitainin) — „obgleich ich nicht weiß, von wo die Warnung kam.“

„Das ist sonderbar.“

„Ja, es ist etwas Sonderbares an ihnen: sie sind in die Welt hineingeworfen, man weiß nicht von wem; nur meine Mutter wußte es, doch sie sagte es niemals.“

Jetzt eilte Emma hinaus, um die theuren Gäste zu empfangen. „Willkommen! Willkommen!“ rief sie ihnen schon von Weitem zu und eilte ihnen über den Hofplatz entgegen.

„Guten Tag, liebe Emma! Dank für die Einladung!“ sagte Meister Gran, der heute seinen Sonntagsrock anhatte und seinem Stande gemäß sehr gut, einfach und bequem gekleidet war. Jungfer Gran sah recht vergnügt aus: wie angenehm es auch sein mag, daheim zu sitzen, so ist es dennoch auch recht angenehm, bisweilen der Abwechselung wegen zu Leuten zu kommen.

„Willkommen, liebe Catharina! Willkommen, lieber Carl!“ begrüßte sie die Kapitainin. „Die Mädchen haben hier ein wirkliches Fest angeordnet!“

„Und alle Mädchen sind wohl auf? und fleißig?“ fragte Catharina.

„Ja, Du kannst glauben, es sind gute, fleißige Mädchen! Stafwa hat einen großen Kragen gestickt... zeige uns den Kragen, Stafwa! — eine wahre Klosterarbeit, so fein und so gut... sieh hier... ein schönes Muster... der Magister Friman im Pfarrhofe hat es gezeichnet... er zeichnet gut, der Ma-

gister... Fredrika ist beschäftigt mit Zeug zu Kleidern... der Aufzug ist blau und braun."

„Violett und braun, Mütterchen!" merkte Fredrika an.

„Ja, violett!... sagte ich blau?... ja, violett und blau... und dann haben wir einen weißen Faden an die Kante der blauen Farbe gelegt... das macht sich gut... und hat einen wirklichen Seidenglanz," versicherte die Kapitainin. „Außerdem kettet Lina ein Wollenzeug, das die Mädchen zu Winterkleidern haben sollen, jetzt aber bekommt sie nicht viel fertig, das arme Mädchen, denn sie hat die Woche in der Haushaltung... und es kostet Anstrengung, Speise für so viele zu schaffen; doch, Gott sei gelobt! es reicht zu. Emma sitzt und stickt einen Pudel, den die Mamsell auf Lagerhyttan, die jüngste, der Patronin zum Weihnachtsgeschenk geben will... es soll in Stockholm montirt werden, so daß es gewiß Zeit erfordert... und dafür erhält Emma — ja, das heißt: wir... zehn Reichsthaler, das ist eine gesammelte Summe."

Während dieser Musterung war die Familie des Propstes gekommen, ohne daß jemand ihre Ankunft bemerkt hatte. Als sie eintraten, war die Gesellschaft wirklich verlegen, denn Fremden nicht auf dem Hofe entgegen zu kommen, ist auf dem Lande eben so übel, als in der Stadt auf der Straße Besuche annehmen.

Also waren jetzt Alle versammelt, und Lina eilte hinaus. Auf dem Küchentische lag ein großer Käse, und daneben stand eine Bütte voll Eier und eine ganze Menge anderer Eßwaaren, welche die gute Propstin als Geschenk mitgebracht hatte.

Der Magister Axel Friman, unser vortrefflicher Correspondent, traf hier alle diejenigen, welche er zu treffen wünschte, die Mädchen, den Drechsler und dessen Schwester; doch schien er sein Glück nicht recht würdigen zu können.

„Sie sind heute nicht fröhlich, Herr Magister, das sehe ich!“ äußerte Emma ganz bekannt; denn sie hatten sich viermal getroffen, „Sie dürfen nicht traurig sein, wenn wir alle so froh sind.“

„Sagen Sie das, Fräulein?“ war seine vertraute Antwort.

„Ja, es ist klar, daß ich das sage; sonst wäre es wohl ungesagt geblieben.“

„Warum denn das, Fräulein?“

„Ja, Mutter und Schwestern — ja, eigentlich sind sie es doch, welche es behaupten, obgleich Mutter mit einstimmt — und recht haben sie wirklich.“

„Nun, was behaupten sie denn?“

„Daß ich schrecklich unvorsichtig bin, mit einem jungen Herrn zu plaudern, als wäre ich bekannt mit ihm, zum Beispiel mit Ihnen, Herr Magister. Doch sagen Sie mir aufrichtig: ist es wohl so gefährlich, mit einem Manne zu reden? Ist es nothwendig, daß man zimperlich sein muß?“

„Nein, gewiß nicht: es kommt darauf an, mit wem man redet.“

„Ja, Herr Magister, das ist klar! Ich kann zum Beispiel mit Ihnen reden und mit dem Patron Mormell, das ist nicht gefährlich. Oder sitzen Sie wohl, nachdem Sie von hier gereis't sind, bei Ihren Freunden, und lachen über Emma Odelstam und machen Spektakel über uns — machen Sie sich zum Beispiel lustig darüber, daß wir Alle, wenn es recht etwas sein soll, Kleider von einem und demselben Stücke haben, oder darüber, daß uns eine Menge von Fertigkeiten abgehen, die ganz angenehm zu haben wären? Thun Sie das, Herr Magister?“ Es lag etwas so Herzliches und Aufrichtiges in der Stellung und in dem Tone des liebenswürdigen Mädchens, daß der Magister sich gerührt fühlte.

„Nein, Fräulein! Können Sie mich wohl für so schlecht halten, daß..“

„Schlecht, Herr Magister? Wenn man schlecht ist, weil man über den lacht, der nichts kann oder besitzt, so sind sieben Achtel von allen Menschen schlecht. Es giebt keinen so dummen und armen Menschen, daß er nicht einen noch dümmeren und ärmeren haben sollte, über den er lachen kann.“

„Fräulein!“ begann der Magister, „Sie wissen also nicht, daß ich selbst arm bin? daß ich nichts besitze, als was mein Onkel mir geschenkt hat, und daß ich übrigens nur die Zukunft, die Hoffnung, vor mir habe?“

„Gott sei gelobt, Herr Magister! Sie sind wirklich artig!“

„Es taugt nicht, daß sie länger so allein mit einander plaudern!“ flüsterte Fredrika ihrer Schwester Gustafwa zu. „Geh Du hin, und mische Dich ganz unbemerkt mit in ihr Gespräch.“

So unbemerkt dieses auch geschehen sollte, wurde es dennoch nicht allein von dem Magister, sondern auch von Emma bemerkt, welche letztere sich sogleich verging. — „Der Magister ist ebenfalls arm, Stafwa, und er sagt, er lacht nicht über uns, wenn er von hier wegreis't.“

„Hat er das gesagt, liebe Emma?“ fragte Gustafwa mit einem warnenden Blicke auf die Schwester.

Emma biß sich in die Lippen. „Hm . . . ja . . . liebe Stafwa! mit mir ist es doch wie es ist.“

Um das Unangenehme in der Situation zu unterbrechen, fiel Axel ein: „Fräulein Emma hat mir gesagt, daß sie eben so gerne mit mir redet, wie mit dem Patron Mormell... und das ist wohl nicht zu viel?“

„Nein, das meine ich auch!“ sagte Emma keck... „Ja, der Patron Mormell ist ein ehrenwerther, bescheidener und

guter alter Mann.. Ich weiß noch, wie er vor zwei Jahren, da die Mutter krank war, hier mit den Medicinflaschen in der Tasche angelaufen kam und so unruhig war, daß er uns damit ruhiger machte... Damals fing ich an, ihm wirklich gut zu sein... und an einem Abende, da ich saß und weinte — denn da war die Mutter sehr schwach — da kam er, setzte sich neben mich, sah mich so treuherzig an und sagte: „Liebes Kind! wenn Gott Deine Mutter abruft, so sollst Du bei uns einen Vater, eine Mutter und ein Obdach finden!" Ich aber fühlte mich beleidigt, daß jemand glauben konnte, ich weinte wegen meiner eigenen Zukunft, und sagte: „Ich danke! — doch Gott hilft wohl dieser Sache!" Sogleich fühlte er, was mich beleidigt hatte, und sagte: „Du hast Recht, Emma! niemand kann eine Mutter ersetzen — eben so wenig," fuhr er fort, „eben so wenig, wie alle Schätze der Welt im Stande sind... mir... meinen Kleinen... zu ersetzen... Nein, nein... Emma! Gott wird Deiner Mutter wohl helfen; aber mein Kleiner ging hinweg von uns, und dann..." Der alte Mann wischte sich die Augen — es war eine Wunde in seiner Herzenswurzel. „Verzeihung, Onkel Mormell!" flüsterte ich, fiel ihm um den Hals und küßte ihn."

„Küßten Sie ihn?" fragte der Magister.

„Ja, ja! er war wohl nicht böse, ihm die Wange zu küssen, welche naß war von Thränen, von ehrlichen Thränen?"

„Und seit dieser Zeit lieben Sie den Patron?"

„Ja, das thue ich!... die ganze Welt lacht über ihn; die ganze Welt meint, er ist einfältig und lächerlich, doch..."

„Doch... bestes Fräulein?"

„Das Herz ist gut, Herr Magister. Laß die Welt ihn auslachen: er lacht über niemand, er beleidigt keinen Menschen."

„Ich muß gestehen," sagte der Magister, „daß ich mich vielleicht versündigt und nicht so über den guten Patron geredet habe, wie ich gesollt hätte, wenn ich ihn gekannt hätte, wie Sie."

„Ja, Herr Magister: Sie lachten über ihn, als wir uns zuletzt trafen," sagte Emma, „und ..."

„O ja, laß das jetzt!" fiel Gustafwa ein, welche eine neue Unvorsichtigkeit befürchtete.

„Bestes Fräulein Gustafwa!" sagte der Magister, „lassen Sie Fräulein Emma ausreden!... reden Sie!"

„Ja; damals sanken Sie in meinen Augen... diese Witze über meinen eigenen, theuren Alten thaten mir weh, und..."

„Aber, Emma! Du hältst hier dem Herrn Magister eine förmliche Vorlesung: das kann nicht angenehm sein," fiel Stafwa ein.

„Bestes Fräulein! es ist nicht angenehm, aber es ist schön, einmal die Wahrheit zu erfahren, und das noch dazu so herzlich... Sagen Sie mir nur alles, bestes Fräulein Emma! Ich will von Ihnen etwas lernen, das ich bisher noch nicht gekannt habe, nämlich das Herz durch eine häßliche Schale zu sehen."

„O, wie gelehrt!" lachte Emma. „Das kann man nicht lernen, dazu muß man Anlage haben gleich dem Eichhörnchen, das immer solche Nüsse wählt, welche die gesundesten Kerne haben, und die andern wegwirft."

Der Magister lächelte, aber er fühlte die Wahrheit ihrer Worte: man lernt den Charakter eines Menschen niemals durch Berechnungen kennen; diesen muß man aus Instinkt kennen, und so ist es. Wo man einen ehrlichen Menschen sieht, so hat er nur ehrliche Freunde, und wenn sie auch übrigens tausend Fehler haben, und umgekehrt sehen wir überall, daß schlechte Menschen eine Schlagruthe haben sich gegenseitig zu

finden. Diese innere Anlage, sich ohne Vernunftgründe an das Gleichartige anzuschließen, war wahrscheinlich die Idee, welche Swedenborg vorschwebte, als er seine Himmel und Höllen schuf.

Endlich gelang es der Schwester Gustafwa, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen; aber es wollte nicht recht gehen, weder für den Magister, noch auch für Emma. Zwar wurde ganz ordentlich geredet, man hatte sogar kleine Einfälle, kam in kleine Disputationen; doch das ganze Gespräch bewegte sich, als hätte es beruht auf einer hölzernen Walze in einer Drehorgel, während der vorige Gegenstand ging wie ein Solostück mit freien Variationen.

Der Magister meinte, er müßte Emma besser bekannt werden, und sie meinte, sie wollte den Magister verbessern. Es ist ein gutes Zeichen, Ihr jungen Männer! wenn Mädchen Eure Vollkommenheiten vergrößern wollen: es ist ein Zeichen, daß sie guten Grund finden, worauf sie bauen können, während sie, ohne ein einziges Wort zu verlieren, an den Ruinen eines Charakters vorübergehen, der verfault oder verbrannt ist; denn dieser sollte von Grund auf gebaut werden, und dazu fehlt ihnen die Kraft.

Inzwischen durften sie nicht reden. Stafwa und Fredrika (so viel ihre Zeit erlaubte) waren stets zugegen und hinderten die beiden Herzensinstrumente zu tönen. Eine solche gute Schwester, welche je zuweilen mit Vorsicht einfällt, bringt etwa eine ähnliche Wirkung hervor, wie wenn man mitten in der Ouverture Talg auf den Violinbogen streicht.

Hatte doch nicht die Kapitainin Meth von Schlüsselblumen und Honig, und schmeckte nicht dieser wie Champagner? Fredrika, welche die Meisterin dabei war, fühlte sich sehr geschmeichelt, als der Magister noch um ein Glas bat und versicherte, der

Meth wäre besser als Champagner, was denn auch wirklich wahr sein konnte. Dabei sagte er zu den Mädchen gemeinsam: „Ich trinke mein zweites Glas, wenn Sie es erlauben, mit Ihnen, meine Damen, nachdem ich das erste mit der Kapitainin getrunken habe. Ich bleibe nicht länger hier," fuhr er fort, „und danke Ihnen Allen für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebt habe. Und nun leben Sie wohl! In meinem Leben vergesse ich Lundby nicht!"

„Dank, bester Herr Magister!" sagten Gustafwa und Fredrika; doch Emma schwieg.

„Und Sie, Fräulein Emma! darf ich nicht Ihnen ebenfalls danken?"

„Nein; treffen wir uns denn nicht mehr?" wendete Emma ein.

„Es ist so ungewöhnlich lebhaft im Kirchspiele gewesen während der Zeit, da Sie hier gewesen sind, Herr Magister," fiel Fredrika ein, um ein Pflaster auf Emma's Unvorsichtigkeit zu legen.

Emma warf einen fragenden Blick auf die Schwestern, deren Gesichter ernsthaft waren wie Sphinxe. — „Ja, Herr Magister! es ist recht angenehm gewesen, während Sie hier im Kirchspiele gewesen sind... Doch, warum soll ich mich verstellen? Wir werden Sie sehr vermissen. Ja, Stafwa und Du, Fredrika! das ist wahr, und... ja, der Magister kann es recht gut wissen, daß wir gestern Alle dachten, Sie würden den Winter über hier bleiben, und da wurden wir einig..."

„Du bist denn doch ganz unverbesserlich, Emma!"

„Was giebt's?" fragte der Propst, der nun in den Ring trat.

„O, Onkel, die Mädchen sind hier so hochweise und wollen nicht, daß ich sagen soll, es wird hier recht langweilig werden, wenn der Magister reis't."

„Nun, was liegt denn Böses darin? Rede Du, liebe Emma! Wir Männer sind nicht so gefährlich, wie man wohl glaubt.“

„O, die Frauenzimmer sind weit ärger, Onkel!... sie können einander immer die Hände reichen... Stafwa ist zwar eine Taubennatur; doch Fredrika, Lina und auch ich, Onkel, wir können recht gut unser Urtheil abgeben, wenn wir uns auf diese Seite legen.“

„Du bist ein gutes Mädchen!“ lachte der Propst und streichelte dem schönen Kinde die Wange — „und dann bist Du so bekannt mit Axel.“

„Ja, Onkel! er ist ja Dein Brudersohn; er wird mit der Zeit auch so wie Du, es ist kein böser Keim in ihm... habe ich nicht Recht, Onkel?“

„O ja, Du! doch ich war ein großer Schelm in meiner Jugend: frage nur meine Frau!“

„Tante! war der Onkel ein Schelm in seiner Jugend?“

„Ja, darauf kannst Du Dich verlassen, Du! Ich habe viel mit ihm zu thun gehabt, ehe er so gut wurde, wie er jetzt ist,“ lachte die kleine, fette Propstin. „Sei Du nicht allzu aufrichtig gegen ihn, das bekommst Du ein andermal wieder.“

Emma war ein wenig verlegen: sie wußte nicht recht, was sie gesagt hatte; den Schwestern aber konnte sie es ansehen, daß sie sich dumm betragen hatte.

„Ach so!“ sagte sie; „wenn es sich so verhält, so bin ich wieder dumm gewesen, und der Magister lacht über mich!“ Die muthlose Miene des Mädchens bewies, daß sie jetzt wie immer aus dem Herzen redete.

„Nein, Fräulein!“ fiel Axel warm ein. „Nein, bei Gott! denken Sie besser von mir, und nicht mehr so wie jetzt! Versprechen Sie mir das!“

„O nein, Schwestern! der Magister hat allzu ehrliche Augen, ich glaube ihm!“ rief Emma.

Als am Abende der Propst reis'te, lagen dort drei Blumensträuße im Wagen, zwei große, große für die Alten, und ein kleiner für den Magister. Dieser war von Emma.

Axel nahm die Blumen und legte sie hernach in ein Buch, um sie zu pressen. So ist die Jugend.

Der Drechsler und seine Schwester hatten sich während des ganzen Abends zu den Alten gesellt. Der Magister hatte nicht das Allergeringste geforscht nach dem unerforschlichen Drechsler und seiner Schwester.

Der Mond schien klar über den Lundbyer See, als der Drechsler und Catharina endlich gingen.

„Sieh, Catharina, wie schön der Mond scheint!“ sagte der Bruder. „Ein breiter silberner Gürtel zittert dort auf dem See — das ist herrlich!“ Beide standen still und betrachteten die schöne Landschaft, welche in dem Silberglanze des Mondes mit den tiefen Schatten über den See ganz entzückend war.

„Weißt Du,“ so unterbrach endlich der Bruder das Schweigen, „es war wirklich lustig, unsre gute Freundin zu hören, wie sie von ihrer alten Tante in Stockholm als von ihrer Wohlthäterin redete und den Propst fragte, ob sie nicht schreiben und für die Zweihundert danken sollte, welche sie jährlich erhält. Der Propst rieth ab. Dies geschah, als wir drei allein im Schlafzimmer waren und Du bei der Propstin im Putzzimmer saßest.“

„Welchen Grund gab er denn an?“

„Er sagte: Die Tante Odelstam, welche sehr reich ist, thut dieses einzig und allein aus dem Grunde, weil sie ihr Gewissen erleichtern will, denn sie weiß, daß sie ihrer Schwägerin und den Kindern Unrecht gethan hat mit dem Testamente des alten Generals Odelstam. Sie kann daher eine Danksagung für nichts anderes halten, als für einen feinen und artigen Vorwurf, der in ihren Jahren — und sie ist über die Siebziger hinaus — ihrer Gesundheit nachtheilig werden könnte … oder etwas dergleichen.“

„Wird sie denn nun wohl ablassen vom Schreiben?“

„Ja — überdies gehen alle Briefe durch die Brieftasche des Propstes, so daß es unmöglich ist. Indessen wenn sie wüßte, daß diese armen Kinder, welche aus Barmherzigkeit von ihrer Mutter erzogen wurden, welche ihr vorspielten, als sie ein Kind war, daß diese beiden Geschwister … das würde ihr gewiß wehe thun; denn sie hat die Schwäche, sich gleichsam ihrer ehrlichen Armuth zu schämen. Der Fehler liegt darin, daß sie, obgleich selbst arm, bei reichen Verwandten erzogen worden ist. Daher hat sie Ehrfurcht vor dem Reichthum erhalten.“

„Ja, Gott sei Lob und Dank, daß es reicht, so daß wir können!“ sagte Catharina.

„Ja, daran bist Du Schuld. Wenn Du nicht so gut haushieltest, so ..“

„Ja, und wenn Du nicht so fleißig arbeitetest, so ..“

„Das Gewisse ist, daß wir Beide so vortrefflich zusammen passen, und das sagt auch immer der Propst, der ehrenwerthe, edle Mann. — Gott weiß, Gran, ob Du ein guter Mann geworden sein würdest; aber ein guter Bruder … das bist Du.“

Nachdem sie darauf eine Strecke gewandert waren, begann von Neuem die Schwester: „Es ist wirklich eine Freude, die

Kinder so fröhlich, so fleißig und so vortrefflich zu sehen! Die einzige Ausnahme macht Gustafwa: sie ist nicht gesund, sie ist nicht fröhlich: es sieht fast so aus, als gehörte sie dieser Welt gar nicht an."

„Gustafwa! Ja, die arme Gustafwa! Ihr zweijähriger Aufenthalt bei der Tante in Stockholm wirkte nichts Gutes."

„Was war denn aber die Ursache, daß sie nach Hause kam?"

„Nichts anderes, als eine Intrigue: ein angenehmer, doch armer Jüngling liebte sie; auch sie liebte ihn; aber die Tante, welche eine böse Alte sein soll, fürchtete sich vor einem armen Verwandten, der ihr zur Last fallen könnte, schickte plötzlich das Mädchen nach Hause und wies den Jüngling ab. Doch soll er sich gut zu trösten und sein Herz gefangen zu nehmen wissen."

„Da ist es nicht zu verwundern, wenn sie leidet."

„Weil sie nicht verheirathet wurde? O, das geht ja recht gut, Catharina!"

„O nein; aber sie glaubte das Beste von ihm, und er..."

„Ja, ich weiß nicht, wie es zusammenhängt; doch dieses Heirathskapitel ist ein böses Kapitel für Euch Frauenzimmer."

„Und auch für Euch Männer."

„Ja; doch wie es damit sein mag, so nehmen wir zuletzt unsre Vernunft gefangen," lachte der Bruder. „Doch" (sie waren jetzt dem Hause nahe) „jetzt fange ich an, einen ganzen verlornen Arbeitstag zu bereuen. Weißt Du, Catharina, es ist nicht so dumm, was wir neulich über die Indier in Hindostan lasen... Du sahst ja auf der Karte, wo Hindostan liegt?"

„Ja, südlich von China."

„Richtig! In Hindostan beten Alle, nämlich Diejenigen, welche Handwerker sind, einmal im Jahre ihre Werkzeuge an. Diese Eisen, diese Drechselbank — alle diese Dinge sind ja doch meine Hausgötter, und unter allem Heidenthume ist dieses wirklich das klügste. Sie sind unsre Helfer, unsre Freunde, diese Werkzeuge, und überall hat man das Nützlichste angebetet. In Aegypten... wo liegt das, Catharina?"

„O, das weiß ich recht gut, und Nubien ebenfalls — Du kannst fortfahren ohne Verhör."

„Nun: in Aegypten, wo der Ackerbau die Hauptsache war, betete man den Ochsen an, und da der Nilschlamm eine Menge schädlicher Thiere unterhielt, die der Vogel Ibis tödtete, so betete man auch ihn an. Es ist doch recht angenehm, ein wenig zu lesen — dazu bekam ich in der Kindheit Lust, denn daheim bei unsrer Pflegemutter war eine große Bibliothek, und dort konnte ich lesen, was ich wollte, und so viel ich wollte."

„Aber, lieber Carl, jetzt haben wir jedes Buch vier-, fünfmal gelesen, und..."

„Schadet nichts, Catharina, desto besser erinnert man sich der kleinsten Umstände."

Jetzt waren sie wieder daheim. Der Meister ging in die Werkstatt und zündete Licht an.

„Ja, Catharina: um die Wahrheit zu sagen, stehe ich jetzt hier und schäme mich vor meiner Drechselbank. Sie scheint mir zu sagen: „Ich hätte gerne gearbeitet, wenn Du nur gewollt hättest." Doch tröste Dich: morgen sollst Du wieder schnurren! — Gute Nacht, Schwester!... Guten Kaffee morgen früh! Hörst Du?..." Mit diesen Worten ging er in seine kleine Werkstubenkammer.

Die Rückreise der Pastorfamilie war eine fortgesetzte Lobeserhebung über die Mädchen.

„Aber," sagte die Propstin, „Emma ist doch sehr unvorsichtig und rasch."

„Ja, sie ist ein niedliches und angenehmes Ding," meinte der Propst. „Oder was meinst Du, Axel?"

„Es ist ein süßes, sehr süßes Mädchen."

„So? Meinst Du? Nun ja; doch sie kann nicht Musik und auch keine Sprachen, und arm ist sie."

„Ja, was thut das?" fragte der Magister. „Was thut's, daß sie nicht auf dem Piano klimpert? Gewiß wäre es gut, wenn sie es könnte, doch wird weder sie noch sonst jemand unglücklich dadurch, daß sie es nicht kann. Die Armuth aber wird aufgewogen durch Hurtigkeit und Tüchtigkeit, und ferner ist sie an Sparsamkeit gewöhnt."

„Damit soll es so und so sein," merkte die Propstin an und hüllte das Tuch fester um sich, „wenn ich darnach urtheilen soll, was Olivia (so heißt die Schwester Odelstam) sagt; denn sie soll in ihrer Woche recht tüchtig auf die Speisekammer losgehen; aber dagegen Lina — was waren das für schön geschnittene Butterscheiben: sie lagen so dünn wie Späne über einander, so daß es aussah, als wäre es doppelt so viel, als es wirklich war, und dann der Käse — sehr guter Käse, obgleich es solcher Preßkäse war, den ich nicht mag — und die braunen Bohnen, waren sie nicht so angerichtet, daß...? Sie, Lina, meine ich, paßt besser zu der Frau eines armen Mannes, als Emma, die jetzt ein wenig gut aussieht — wollen um einige Jahre sehen!"

Der Magister schwieg, denn er hatte eine zarte Saite berührt, nämlich die, als Junggeselle in Anwesenheit einer Frau über die Vorzüge eines Mädchens vor denen eines andern zu urtheilen. Man kann Eins gegen Hundert wetten, daß, womit

man auch immer anfangen mag, die Vortrefflichste nach der Ueberzeugung der guten Frau immer die Zweite ist."

Als die Alten in ihrem Zimmer und der Magister in dem seinigen war, begann die Propstin:

„Und Du sagtest kein Wort, als Axel die Emma so ausmalte!"

„Was sollte ich denn sagen?" fragte der Propst und stopfte mit der größten Ruhe seine Abendpfeife.

„Du hättest mit mir halten sollen."

„Nein, das thue ich niemals, wenn Du das Tuch fester um Dich hüllst."

„Nun in Gottes Namen! Was hat das mit meinem Halstuche zu thun?"

„Ja," entgegnete der Propst und schlug Feuer, „ja, da weiß ich, daß das Uhrwerk aufgezogen ist, ohne daß ich nöthig habe, mich weiter zu bemühen."

„Das Uhrwerk?"

„Ja" (schmatzend) „da läuft es wohl auch ab, so weit die Kette reicht... hm! das will nicht brennen!" (schmatzt)... „denn, siehst Du, da wird meine Alte heiß um die Ohren, und da hat sie..." (schmatzt)

„Nun, was habe ich da, mein Alter?"

„Die Sprechorgane in voller Ordnung, und da schlägt sie ihren Feind zu Boden."

„Wie Du schwatzest! Ich schlug Axel doch wohl nicht zu Boden? und womit denn?"

„Ja, siehst Du, er schwieg wie ein gutes Kind, und da dachte ich: das war nicht im mindesten wunderlich."

„Ja, er fand, daß meine Gründe..."

„O nein... Du wirst doch das nicht Gründe nennen wollen?"

„Nicht? Wie denn sonst?"

„Du stopftest ihm den Mund erstlich mit einem Teller voll Butter, obgleich dieser das Verdienst hatte, mehr auszusehen, als er wirklich war, zweitens mit Preßkäse und drittens mit einer ganzen Schüssel brauner Bohnen. Axel müßte ein wunderlicher Kerl gewesen sein, wenn er nicht „den Mund voll" bekommen hätte, wie der Däne sagt."

„Ja, mein Alter! Du bist Dir immer gleich... Doch glaubst Du nicht, daß das Mädchen dem Axel wirklich gefällt?"

„Ja, das geht mir eben so."

„O ja, nun kehrst Du wieder um was ich sage; ich meine, Axel ist verliebt in das Mädchen."

„Und diese Krankheit kurirst Du mit einem Teller voll Butter? Wenn sie doch wenigstens ungesalzen gewesen wäre!"

„Jetzt kann man gar nicht mit Dir auskommen, mein Alter!... Wäre es denn wohl gut, wenn er mit einem Male hinginge und um das Mädchen anhielte?"

„Nun, was denn weiter?"

„Wenn es doch wenigstens eine von den älteren Mädchen wäre, die gut und verständig sind! Doch diese Männer wählen unter mehreren Schwestern immer zuerst die, welche am wenigsten taugt — ja, das ist gewiß!"

„Hm, hm!"

„Ja! Habe ich vielleicht nicht Recht?"

„Hm, hm! Es ist mein Glück, daß ich das nicht gesagt habe."

„Es ist aber doch auf jeden Fall wahr."

„Als ich um die Hand der jüngsten Tochter des Commissters Werner anhielt, war ich ein armer Adjunkt, und alle Tanten in der ganzen Gegend meinten, ich nähme die, welche am wenigsten taugte. So weit hast Du Recht; doch sieh,

damals warst Du die jüngste Tochter im Hause und die übrigen waren Tanten; jetzt bist Du Tante geworden, und Emma ist die jüngste Tochter."

„Lieber Alter! Lieber, lieber Alter! Du bist dennoch gut!" sagte die Propstin. „Aber auf keinen Fall bin ich eine solche wilde Katze gewesen, wie die kleine Emma."

„O, dessen entsinnst Du Dich jetzt nicht mehr: Du warst viel rascher in Deinen Bewegungen, und in Deinen Reden und Antworten, wie jetzt, und man hielt Dich ganz einfach für einen kleinen Naseweis... und das bist Du auch noch... so fett Du bist, so bist Du bisweilen recht nett und drollig... ja, Du Alte, so ist's!"

„Aber Du kannst Dir wohl denken, daß Axel, der ein so stattlicher Bursche und tüchtig obendrein ist, eine bessere Partie machen kann, als in einer Familie, wo er mit drei unversorgten Mädchen zu schleppen hat?"

„Aber die drei andern sind ja solche Haushälterinnen, daß es ein Gewinn wäre: wenn sie einander hülfen, so könnten sie für Axel haushalten, so daß er zuletzt einen Teller voll Butter bekäme, die so aufgelegt und so geschickt geschnitten wäre, daß gar nichts darauf läge, obgleich es aussähe wie Butter... Wenn Eine schon so viel ausrichten kann, was können da nicht drei?"

„Nun, diese Butter muß ich doch gehörig aufessen!"

„O, es ist bei weitem nicht so viel, als es aussieht," lachte der Propst. „Doch nun, meine liebe Alte, laß uns zu einem vernünftigen Ende kommen."

„Was meinst Du damit?"

„Wir wollen auf keine Weise seine Neigung begünstigen, wenn er nämlich eine Neigung hat?"

„Wenn er hat? Er wäre sehr schlecht, wenn er solche Blicke würfe, und keine Meinung hätte! Emma ist viel zu gut, um betrogen zu werden von einem leichtsinnigen Wesen.“

„So! Sind wir nun auf dieser Seite?

„Ja, Du kannst wohl einsehen, daß ein junger Mann, der sich stellt, als gefiele ihm ein Mädchen, und der da sitzt und zärtliche Blicke auf sie wirft und ihr Artigkeiten sagt...“

„O nein, Alte, das hat er nicht gethan!“

„Nun denn Herzlichkeiten, wenn das besser klingt ... Ein solcher ist, sage ich, ein schlechter Kerl, wenn es ihm nicht Ernst damit ist, und ich will hoffen, daß Axel allzu ehrlich ist, als daß er sich wie eine Schlange in die Familie unsrer besten Freundin schleichen und dem armen Mädchen das Herz stehlen sollte, ohne Ernst damit zu haben.“

„Nun ja, da es denn einmal sein soll, so laß es ihm Ernst sein. Doch, siehst Du; er reis't jetzt nach M., geht dort in die Schule ... er sieht andere Mädchen ... er ändert sich ... er vergißt sie.“

„So? Du setzest also voraus, daß er so leichtsinnig ist und das arme Kind vergißt, in welchem er Liebe geweckt hat —, denn daß er ihr gefällt, das sieht man deutlich genug. Nein, so schlecht kann Axel nimmermehr sein, er, der ein so vortrefflicher Junge war; doch dort in Upsala lernen sie nur Leichtsinnigkeit und Falschheit.“

„Und Lateinisch und Griechisch und eine ganze Menge andrer Dinge, meine Alte.“

„Ja, das gehört zum Studiren. Wunderlich aber kommt es mir vor, daß nicht der Erzbischof sich dem Studentenwesen entgegensetzt; denn ist Axel schlecht, so ist er das hier nicht geworden und beim Gymnasium auch nicht. Du unterrichtetest ihn hier, und hernach wohnte und aß er beim Rektor Limnell,

und dort hörte er nichts Böses, sondern Alles kommt von Upsala."

„Jetzt wirst Du ganz besessen, meine Alte! Höre nun zu: erstlich ist es bei weitem noch nicht gewiß, daß das Mädchen ihm gefällt, merke! so gefällt, daß er sie heirathen will."

„Warum sollte er denn so reden, und auf diese Weise die Augen werfen?"

„Nun, das verstehst weder Du noch auch ich. — Genug: im Herbst reis't er nach M., wird Schulmagister, und, meine Alte, ein Schulmagister hört aus Leichtsinn wahrhaftig nicht auf verliebt zu sein, sondern das geschieht aus eben dem Grunde, wie weil ein Stück Holz, das im Wasser liegt, nicht brennen kann. Jahr aus und Jahr ein zu sitzen und in die dummen Köpfe der Jungen die Grammatik einzutrichtern, das ist so abkühlend, daß Axel weder das Vergessen noch sonst etwas nöthig hat."

Die Propstin hatte sich beruhigt, und bald war alles still auf dem Pfarrhofe. Nur zwei waren wach, nämlich Axel, der an Emma dachte, und der Adjunkt, welcher lag und sich darüber ärgerte, daß er nicht eben so gut eingeladen worden war, wie der „neugebackene" Apollosohn.

Die Tante.

Unter allen Rollen auf dem Schauplatze des Lebens giebt es keine schwierigere, als die, eine alte, liebenswürdige Tante zu sein, und dennoch nicht herabzusinken zu einer alten gutmüthigen Frau, welche gleich einem abgetragenen Shawl zu

allen Dingen gebraucht wird, ohne daß irgend ein Mensch Achtung hat vor demjenigen, was er einst gewesen ist.

Die Rolle einer reichen Tante wird während des ganzen Stückes schlecht gespielt (so meint die gute Familie, welche im Parterre sitzt und auf das Ende wartet), bis zu der letzten Scene, oder bis sie stirbt. Dies aber ist der eigentliche Knalleffekt, welcher „die Alte" augenblicklich zu einer „seligen Tante" erhebt, die eingegangen ist zu ihres Herrn Freude.

Eine arme Tante dagegen entschuldigt man, so lange sie die Krankenwärterin aller Kinder der Familie ist und alle Aufträge übernimmt gegen die Belohnung zu Weihnachten eingeladen zu werden. Doch auch sie spielt die Schlußscene am allerbesten, wenn die ganze Familie im Chor sagt: „Glücklich ist die alte Tante! Sie hatte nichts, wofür sie zu leben brauchte." Mit einem Worte: die Rolle ist sehr schwierig, und man darf sich daher nicht wundern, daß Tante Odelstam die ihrige nicht so spielte, daß die Familie meinte, sie verdiente Lob. Die Tante Odelstam war in ihrer Jugend schön und reich gewesen, und wurde mit diesen Eigenschaften an den Obersten Odelstam verheirathet, der an und für sich selbst arm war, aber nun mit einem Male ein bedeutendes Vermögen erhielt, welches er nicht vernünftig zu genießen verstand.

Daher wurde denn sein Haus „eine Heimath des Vergnügens", das heißt: es war ganz fürchterlich langweilig an den gewöhnlichen Tagen, und darum wurden unaufhörlich Vergnügungen angeordnet, an denen die Freunde und Bekannten des Hauses Theil zu nehmen die Güte hatten. Die Gastfreiheit ist in Arabien eine Tugend und auch hier bei uns recht gut, wenn man darunter nur nicht Schmaus auf Schmaus versteht. Es liegt etwas Glückliches und Erfreuliches in dieser Art von Gastfreiheit, welche gegen Alle wohlwollend ist, doch

etwas Hartes und Trauriges in jener Art, wenn die Freunde sich um Tische sammeln, die vor Ueberfluß zu brechen drohen, während ganz in der Nähe die Noth seufzt und dem Bettelkinde die Finger erfrieren, während es auf dem prächtigen, mit Stuccaturarbeit bedeckten Hausflure steht und naseweise Bedienten vergeblich um ein Stück Brot anfleht. Doch eben diese ist diejenige, welche in den Nekrologen der Zeitungen erwähnt wird, und die da macht, daß man auf dem einen und dem andern Grabsteine unter andern Tugenden auch die „Gastfreiheit" in Marmor gehauen findet. Mit einem Worte: hat die Nachwelt weiter nichts Gutes von einem Manne zu sagen, als daß er gastfrei gewesen ist, und ist dieses eingehauen in polirten Granit, so kann man ruhig an dem Denksteine vorübergehen, denn der Mann, welcher dort liegt, ist bestimmt ein elender Egoist gewesen, mit Geld und verzehrenden „Freunden", deren Betrübniß tiefer liegt, als im Herzen — nämlich im Magen. Ein Solcher war der Oberst Odelstam, und dies war er geworden aus Ungewohnheit mit dem Reichthume. Er, gleich Andern, welche reich werden ohne Arbeit, hielt die Kunst, es zu werden, für gar keine, und das Unvermögen, es zu werden, für ein Verbrechen.

Seine Gattin, die jetzige Tante, hatte einen ganz andern Charakter. Sie war im Reichthume geboren und hatte niemals einen Uebermuth gefühlt über eine Sache, die sie sich gar nicht anders denken konnte. Mit einem Worte: sie litt von diesem ewigen Repräsentiren, von diesem Leben in der Gesellschaft einer Masse von Freunden; denn sie wollte eine häusliche, eine stille Heimath haben, und statt dessen war sie — ohne gleichwohl den Namen zu führen — nichts anders geworden, als eine Schenkfrau in einem glänzenden Wirthshause.

Zwei Kinder segneten die Ehe, beide jedoch zu keiner größeren Freude, als daß sie die unschuldigen Ursachen wurden zu vier außerordentlichen Fêten: zwei Taufacten und zwei Begräbnissen.

Der Oberst Odelstam war der Vaterbruder des Kapitains. Wäre dieser kühner gewesen, oder hätte er, wie man sagt, „den Rummel verstanden", so hätte er vielleicht von seinem reichen Onkel Unterstützung erhalten; nun aber konnte er gehen, und der Onkel sagte nur, Gustaf könnte arbeiten und es machen wie er selbst, das heißt reich werden, das wäre eine leichte Kunst. Endlich starb der Oberst, weder an Jahren noch an Ehren satt, doch übersatt an Wein, Speise, Vergnügen und an der ganzen Welt.

Die Tante Odelstam war damals schon alt. Bei der Untersuchung ihrer Vermögensumstände fanden sich grausame Lücken vor in dem ehemaligen Reichthume; aber es war dennoch überflüssig genug vorhanden. Sie zog jedoch die Segel ein, miethete sich eine kleine Wohnung und sah nicht mehr diese Armee von Freunden, die der selige Odelstam jährlich mit neuen rekrutirt hatte. Da sah man klar und deutlich ein, daß die Frau eigentlich elendig geizig und nicht gastfrei war, und sie wurde daher von den guten Freunden verlassen, welche drei Viertheile ihres Vermögens aufgegessen, aufgetrunken und aufgetanzt hatten.

Dagegen brauchte kein Kind in ihrem Hausflure zu hungern, kein Köthner auf ihrem Gute mußte in eine Hütte von Reisig im Walde ziehen, kein Einziger von Allen, über deren Wohl sie bestimmen konnte, litt, während eine genußsüchtige Umgebung verschwendete, was Andern nothwendig sein konnte.

Als sie noch älter wurde, so wurde es ihr zu leer, und sie nahm daher eine von den Töchtern des Kapitains Odelstam zu sich. Es war dies Gustafwa.

Das Mädchen war damals zwanzig Jahre und hatte eben ihren Vater verloren, als der Brief von der Tante kam.

Die Kapitainin war betrübt und froh zu gleicher Zeit: sie sollte ihr Kind verlieren, dieses aber sollte glücklicheren Tagen entgegen gehen.

„Es ist klar, daß Stafwa die Universalerbin der Tante wird," sagte die Propstin. „Ja, das ist ganz bestimmt! Warum sollte sie sonst das Mädchen zu sich nehmen?"

Die Oberstin Odelstam liebte herzlich das sanfte Mädchen, das sich sehr bald an sie anschloß; aber sie war alt, hatte ihre eigenen Ansichten und einen Charakter, der durch seine Reizbarkeit sich in ein unvortheilhaftes Licht setzte bei Allen, die nicht im Stande waren, die äußere Schale zu durchdringen. Die Folge war die gewöhnliche, daß das Mädchen sie mehr fürchtete als liebte, weil sie glaubte, daß ihr Wohl und Weh von dem Gutdünken der Tante abhinge. Es gehörte dazu mehr Menschenkenntniß und Welterfahrung, als ein junges, in dem häuslichen Frieden erzogenes Mädchen zu sammeln im Stande gewesen war, um das Herz der guten Alten durchschauen zu können.

Es war gewöhnlich ruhig und still in der kleinen Wohnung der Oberstin. Ihre einzige Zerstreuung bestand darin, in dem Reflectionsspiegel zu sehen, wie die Menschen sich auf der Straße bewegten; dieses war fast die einzige Berührung,

in welcher sie mit der Welt, der großen und kleinen, stand. Sie betrachtete die Staatskarossen mit ihrem Gespann und den Leiterkarren mit seinem Gaule, und machte ihre Reflexionen.

Gewöhnlich saß Gustafwa ihr gegenüber mit ihrer Arbeit.

„Es ist recht wunderlich," sagte die Tante, „diese Menschenmasse von allen Ständen und Altern zu sehen und zu versuchen, sich in ihren Ideengang und in ihre Art zu sehen zu versetzen. Könnte man das, so würde man die buntesten Gemälde erblicken, die bald beweisen würden, wie unrichtig wir über Glück und Unglück aburtheilen. Glaubst Du vielleicht, daß dieser Bettler unglücklich, und daß jene reiche Dame, die dort in dem von feurigen Rossen gezogenen Wagen sitzt, glücklich ist?"

„Ja, beste Tante! das ist wohl natürlich."

„Nein, nicht im Allergeringsten natürlich!" fiel die Tante mit Heftigkeit ein. „Der Reichthum ist ein Unglück, weil man da keinem Menschen trauen kann. Du bist freundlich, liebe Stafwa, Du bist ein gutes Mädchen, ich liebe Dich; aber ich würde Dich doppelt lieben, wenn ich kein Vermögen hätte."

„Macht denn der Reichthum das Herz so hart, gute Tante?"

„Nein, weit entfernt; doch, siehst Du, es ist mit der Freundschaft und mit der Liebe, die man den Reichen und Mächtigen schenken will, gerade so, wie mit den Rosen in einem Todtenkranze: denkt man nur an die wirkliche Lage, so verlieren sie ihren Werth, der Eigennutz klebt daran, so wie der Leichengeruch an den Blumen."

„Aber, Tante...!"

„Liebe Gustafwa! wärest Du wirklich so augenblicklich und so gerne hierher gekommen, wenn Du nicht gewußt hättest, daß die Tante Georgina reich wäre? Hättest Du

Jahre lang mit einer schwer zu befriedigenden, alten Frau allein sitzen wollen, wenn Du nicht ein Testament erwartet hättest?"

„Gute Tante! daran habe ich nicht gedacht! Ihre Einbildung macht Sie unglücklich: Sie fürchten, daß jede Blume, welche Sie bekommen, Leichengeruch haben soll; doch, Tante...!"

„Da siehst Du, Kind! Eine lange bittre Einsamkeit hat mich mißtrauisch, menschenfeindlich, scheu gemacht. Ein jeder will seinen eigenen und nicht bloß einen scheinbaren Werth haben: das Genie hat den seinigen, die Tugend den ihrigen, der Fröhliche, welcher eine ganze Gesellschaft unterhält, hat den seinigen, jeder, der eine schöne Stimme, der Fertigkeiten besitzt, kurz Alle haben einen eigenen Werth. Doch, wenn man reich ist, so wird das alles verrückt. „Sie ist reich," heißt es, und ihr ganzer Menschenwerth wird einzig und allein wegen des zufälligen Werthes auf die Seite geworfen, und wenn nun dieses wegfällt und sie arm wird, so ist gleichwohl ein für allemal ihr eigener Werth dahin, das Gold hat ihn weggebrannt, und da besitzt sie gar nichts."

„So denken aber im Allgemeinen die Reichen nicht: sie genießen, was sie sehen, ohne es zu untersuchen."

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!" entgegnete die Tante. Nach kurzem Stillschweigen fügte sie hinzu: „Aber — Doctor Lambert...?"

Gustafwa erröthete.

„Doctor Lambert liebt Dich, Gustafwa, ich weiß es; doch Du sollst es mir offen sagen."

„Ich glaube es, liebe Tante," sagte Gustafwa, indem sie fühlte, wie ihr Herz stärker schlug.

„Gut, meine Gustafwa! Glaubst Du, daß er Dich wirklich liebt, oder...“

„Ja, ja, Tante!“

„Doch ich glaube es nicht.“

„Aber, beste Tante, er will Sie um Ihren Segen bitten.“

„Ja, ich weiß!... Er will meinen Segen haben; doch der Segen Deiner armen Mutter ist ihm einerlei.“

„Ich bin ja bei Ihnen.“

„Ja, das weiß ich.... Also hat er Dir seine Liebe erklärt?“

Gustafwa schwieg.

„Rede, Mädchen! Ich weiß recht gut, daß dieses ein Geheimniß sein soll... Diese Liebe zwischen zwei jungen Leuten ist wie ein Weihnachtsgeschenk, von welchem das Kind sehr gut weiß, das aber dennoch ein Geheimniß sein muß, bis der Weihnachtsabend kommt. Auf diese Art ist Eure Liebe ein Geheimniß, obgleich ich davon sehr gut gewußt habe, und obgleich Ihr Beide, Du und Doctor Lambert, sehr gut begreifen könnt, daß ich blind sein müßte, um sie nicht zu sehen.“

Gustafwa fuhr fort auf ihre Arbeit zu blicken.

„Ist's nicht so?“

„Beste Tante! wir glaubten wohl, daß Sie ahnten . . .“

„Ja . . . und nun ist nichts weiter übrig als mein Segen... Weißt Du, was dieser bedeutet?“

„Ja, Tante!“

„Nun, was denn?“

„Daß Sie einwilligen, daß Sie, meine zweite Mutter, uns segnen.“

„Also weiter nichts?“

„Nein, Tante! ich weiß weiter nichts.“

„Nun so will ich's Dir erklären: „Segen“ muß übersetzt werden durch „Testament“ . . . sonst hat er keinen großen Werth.“

„Gute Tante! Wie können Sie mir und Lambert etwas so Schlechtes zutrauen!“

Gustafwa's Augen wurden feucht.

„Gustafwa! Lambert ist ein Mann, der nichts besitzt, ein angenehmer Mann, der es weit bringen kann, wenn er nur Geld bekommt; er ist weit entfernt von romanhaften Grillen, im Gegentheil: er ist eine ganz praktische Natur: er kommt augenblicklich, sobald ich ihn rufen lasse; doch die alte Benediktsson, welche ich bisweilen unterstütze, wie Du weißt, schickte ihr kleines Mädchen fünfmal, und er kam nicht. Ich hatte der Alten gesagt, sie möchte ihn um Rath fragen, aber er kam nicht: er hatte keine Zeit, zu der armen alten Frau zu gehen, aber er hat Zeit die Hülle und die Fülle, um bei den Reichen ganze Stunden zu verplaudern.“

„Ist es möglich? Er, der so gefühlvoll ist?“ fragte Gustafwa.

„Sehr möglich, mein gutes Kind, und auch wahr. Doch darin liegt gar nichts Böses: er will auf seiner Bahn fortgehen, er hat von der Natur das Geschenk erhalten, die Leute zu gewinnen, und wenn man Diamanten sammeln kann, so ist es klar, daß man sich nicht damit abgiebt, die Taschen mit kleinen Ziegelsteinen zu füllen.“

„Aber, liebe Tante, da würde er ja hartherzig sein.“

„Keinesweges, mein Kind! Er verläßt sich auf unsern gutmüthigen Armendoktor, auf diesen alten Mann, der gewiß keine einträgliche Praxis hat, denn Du kannst keine äußerliche Belohnung merken: er wohnt ärmlich und ist arm, sagt man;

aber er kam sogleich zu der armen alten Frau, vielleicht mußte ein Reicher warten — dergleichen ist gut für ihn, denn er ist eine solche poetische Natur, welche nur bei ihrem eigenen Herzen Glücksucher ist."

„Aber, liebe Tante! nach einem einzigen Falle dürfen Sie Lambert nicht beurtheilen!" sagte Gustafwa flehend.

„Nein, Kind! das thue ich auch nicht. Als ich merkte, daß er eine Verbindung mit Dir suchte, habe ich sorgfältig beobachtet."

„Und haben gefunden, Tante?"

„Daß er hoch steigen wird und steigen muß. Es waren acht Tage seit der Zeit verflossen, als er es ausgeschlagen hatte, zu der alten Benediktsson zu gehen: da ließ ich gleichsam zufällig ein Wort davon fallen, daß ich sie kennte — und einige Stunden später besuchte er sie und war so freundlich, daß sie ganz entzückt in ihn ist."

„Ja, er bereuete vielleicht, was er gethan hatte."

„Ja gewiß: die Schutzbefohlene der reichen Tante wurde augenblicklich auch die seinige, und ich bin überzeugt, daß er jetzt damit fortfahren wird. Etwas ganz anderes freilich wäre es, wenn ich ein Testament gegeben hätte und todt wäre: da würde er von der alten Benediktsson nicht mehr wissen, als ob sie niemals gelebt hätte."

„Liebste Tante! Sie verkennen ihn: so redet er nicht."

„Doch so handelt er, liebe Gustafwa, und das ist mehr."

„Sie sind ihm böse, beste Tante, und mögen ihn nicht!"

„Ganz im Gegentheil, Kind. Doch Dich will ich schützen vor dem Unglücke, das mich viele Jahre lang gepeinigt, mir jeden Augenblick vergiftet, und meinem ganzen Leben einen bittern Beigeschmack gegeben hat, der sich nie verliert. Also prüfe zuvor, Gustafwa, ehe Dein Herz ganz gefangen ist; dieses

muß mit jedem Augenblicke mehr geschehen, immer mehr kann er Dich überzeugen von seinem edlen Herzen, seiner Liebe und seiner ewigen Treue. Noch hat er nicht ganz festen Fuß gefaßt: es ist noch nicht lange her, seitdem er auf die Idee verfiel, sich um Dich zu bewerben."

„Ich kann ihm unmöglich mißtrauen, Tante!" sagte Gustafwa, und schlug die tiefblauen Augen auf; „es ist mein Recht und meine Pflicht ihm zu glauben."

„Recht so, Gustafwa! Wir reden nicht mehr darüber!" fiel die Tante ein. „Ich wollte nur Dein Herz prüfen, und dieses ist treufest. Du sollst auch dafür belohnt werden — davon sei Du überzeugt."

„Sie sind mein Freund, bester Doctor Lambert! Sie sind auch der Einzige, dem eine alte Frau meiner Art sich anvertrauen kann."

„Sie können überzeugt sein, Frau Oberstin!"

„Ja, ich weiß!" entgegnete die Tante, während ein schlaues Lächeln auf dem mageren Antlitze spielte, das jedoch nur demjenigen sichtbar sein konnte, der sie genau studirt hatte. „Es ist ein Glück, jemand zu haben, der nicht bloß Kopf, sondern auch Herz hat."

„Meine Gnädige! .. ich . . ."

„Ja, ich kenne Ihre Anspruchslosigkeit. Dieses aber hindert mich keineswegs, Ihre ungewöhnlichen Verdienste nicht allein als Arzt, denn diese kann ich nicht beurtheilen, sondern auch als Mensch zu sehen."

„Meine Gnädige, Sie beschämen mich!"

„Nein! Sie sind zum Beispiel zu der armen Benediktsson gegangen: mit Thränen in ihren alten Augen hat sie mir Ihre Güte erzählt. Sie schenkten ihrer kleinen Enkelin ein Silberstück.“

„Behüte . . . solche Kleinigkeit!“

„Es ist keine Kleinigkeit, bester Herr Doctor, wenn es von einem guten, edlen Herzen kommt; aber es ist eine Handlung, aus der man Ihren ganzen Charakter erkennen kann.“

Das Lächeln, welches bei diesen Worten die Lippen der Tante kräuselte, wurde von dem Doctor als ein gewöhnliches, wohlwollendes aufgenommen.

„In der That, meine gnädige Oberstin, Sie beobachten Kleinigkeiten,“ sagte der Doctor mit einem bescheidenen Lächeln. „Zu wem sollte wohl der Arme in seiner Noth eilen können, wenn nicht zu dem Arzte und zu dem Geistlichen? Diese haben die Pflicht auf das zu hören, was die Noth zu erzählen hat, und derselben abzuhelfen.“

„Ja, es muß eine herrliche Sache sein, für das ganze Leben nur die Aufgabe des Trostes und der Hülfe zu haben!“

„Ja; doch oft kann man nicht helfen und nur einigermaßen trösten; das aber ist bitter.“

„Ja . . . Also, mein Bester, in einem Punkte sind wir einig, nämlich, daß wir alle unsre Kräfte zum Besten der leidenden Menschheit opfern müssen.“

„Ja, das ist unsre Pflicht.“

„Ach! einen ähnlichen Rath höre ich jetzt zum ersten Male von den Lippen eines Mannes.“

„Sonderbar! und dennoch ist dies so einfach und unabweislich.“

„Jetzt zur Sache . . . ich habe mein Testament gemacht.“

„Ach so . . . ach so! und . . .“

„Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen mein kleines Vermögen zum Besten der leidenden Menschheit vertheilt.“

„Ja, in der That . . . doch . . . doch . . .“

„Reden Sie aus, bester Doctor!“

„Doch Sie haben arme Verwandte.“

„Ja, das ist wahr, und ich habe sie auch mit einem kleinen Freundschaftsgeschenke bedacht.“

„Fräulein Gustafwa Odelstam, die mit der ganzen Zärtlichkeit und Liebe einer Tochter Ihrer pflegt in Ihren alten Tagen.“

„Ja, sie bekommt alle meine seidenen Kleider, meine Saaluhr und ein Dutzend Eßlöffel vorweg; übrigens bekommt jede der Fräulein Odelstam eintausend Reichsthaler Banco, das heißt, zu sechs Procent gerechnet, jährlich sechzig Reichsthaler, und das ist eine gute Beihülfe zu Kleidern.“

„Aber, mein Gott! bekommt nicht Gust . . . Fräulein Gustafwa, wollte ich sagen . . . mehr?“

„Weder Gustafwa noch auch die andern sind nothleidende Menschen! sie sind jung und gesund, und haben eine ganze Zukunft vor sich. Ach, guter Herr Doctor! Sie wissen es am besten, daß es arme Wesen in Menge giebt, welche krank, alt, arm sind. Ach! ihnen muß ich wohl das Wenige schenken, das mir gehört.“

„Hm! doch in diesem Falle, meine gnädige Oberstin, sind Sie wohl ein wenig ungerecht . . . die Verwandten haben wohl größere Rechte zu Ihrem Herzen, als . . .“

„Und das können Sie sagen? das macht Ihrem Herzen, nicht aber Ihrem Kopfe Ehre.“

„Wie so?“

„Sehen Sie: wenn man die Sache näher betrachtet, so ist es klar, daß dasjenige, was man Famlienliebe nennt, nichts

anderes ist als Egoimus: man liebt sich selbst in seiner Familie, man sieht nicht ein, daß Tausende einen Theil des Guten, das man besitzt, besser verdienen, als die Familie, die sich Rechnung darauf macht. Lieber Doctor! das Erbrecht ist ja nur ein Gesetz für den Nothfall, um Weitläuftigkeiten vorzubeugen."

„In Wahrheit, ich kann Ihre Meinung nicht theilen," sagte der Doctor.

„Das thut mir leid," erwiederte die Tante, „um so mehr, als ich gerade auf Sie gerechnet hatte als auf den Vollzieher meines letzten Willens. Wenn ich richtig gerathen habe, so könnten Sie vielleicht in meiner Todesstunde mir und meinem Herzen am nächsten stehen."

Der Doctor schien verlegen zu sein, wußte sich jedoch zu finden. „Ja, gnädige Oberstin! Sie wissen, daß ich einen hohen Werth auf das Fräulein Gustafwa setzte. Gott soll wissen, daß dies ohne Berechnung ist... und ich hoffe... Doch genug: wem wollen Sie denn Ihr Vermögen schenken?"

„Außer einigen besonderen kleineren Dispositionen will ich dasselbe in zwei Theile theilen, von denen der eine dem Seraphimer-Lazarethe und der zweite dem Armenhause auf Sabbatsberg anheim fallen soll*)."

„So, so!... und... nun mögen Sie glauben, daß der Eigennutz diktirt; doch einerlei... Ihren Verwandten wollen Sie nichts geben?"

„Ja, einige von meinen Verwandten erhalten mehr als die Odelstam, eine solche Egoistin bin ich gewesen. — Hier sehen Sie das Testament!"

*) Das Seraphimer-Lazareth zu Stockholm ist ein großes, vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus, und die Armenversorgung auf Sabbatsberg ebenfalls eine gute Anstalt für Arme und Gebrechliche. Sabbatsberg liegt auf einem Berge dicht bei Stockholm. Anm. d. Uebers.

Das Testament, welches die Tante aus einer Schieblade hervornahm, enthielt wirklich die erwähnten Dispositionen und war schon unterzeichnet und mit der Unterschrift der Zeugen versehen.

„Ein gleichlautendes liegt versiegelt in dem Königlichen Schwedischen Hofgerichte für den Fall, daß dieses verkommen sollte," erklärte die Tante; „doch sehen Sie, bester Herr Doctor, ich habe den Namen des Executors Testamenti offen gelassen: dorthin dachte ich Ihren Namen zu setzen."

„Ich verstehe die Rechte nicht hinlänglich, beste Frau Oberstin," sagte der Doctor. „Wenn das Testament angefochten werden sollte, so . . . das Beste wäre, wenn Sie einen Juristen zum Testaments-Vollzieher einsetzten."

„Vielleicht haben Sie Recht — ja ich will daran denken. Doch gestehen Sie nun, bester Doctor, daß aus einer solchen Disposition viel Gutes erwachsen kann. In der Hand eines einzelnen Mannes kann das Geld ohne Nutzen verkommen; hier aber muß es zu guten Zwecken angewendet werden. Also können Sie sich nicht wundern, daß ich dessen gewiß sein will."

„Nein, nicht im mindesten, um so mehr aber darüber, daß Sie gegen Fräulein Gustafwa so hart sein können. Ich bedauere herzlich das arme Mädchen! Das also ist die Belohnung für ihre Liebe gegen Sie!"

„Bester Herr Doctor! Es kann mir unmöglich einfallen wollen, ihre Liebe mit Geld zu belohnen, denn diese steht über alle Belohnung erhaben. Ich weiß gewiß, daß sie sich der Tante Georgina erinnern wird, wenn sie die Saaluhr sieht oder die Löffel gebraucht, worauf mein Name gezeichnet ist. Mehr ist nicht nöthig. Glauben Sie mir: sie denkt gar nicht an Geld!"

Als der Doctor gegangen war, legte die Tante das Testament in die Schieblade ihres Schreibtisches zurück, nachdem sie dasselbe zuvor mit einigen Federstrichen überkreuzt und an den Rand geschrieben hatte: „Im Feuer prüft man das Gold, in der Armuth die Liebe.“

Noch einige Zeit kam der Doctor wieder, aber seine Besuche wurden kürzer und immer bedeutungsloser. Er suchte und fand keine Gelegenheit, wie früher, mit Gustafwa zu reden. Allmälig blieben die Besuche aus, und wenn er Gustafwa zufällig allein traf, so trommelte er mit den Fingern auf den Tisch und war zerstreut. Das Mädchen, deren Verdacht erregt worden war — und sie war wie Alle eitel genug, um ihrer selbst willen geliebt werden zu wollen — erweckte keine Frage, sondern wartete, bis Lambert das Schweigen brechen würde; er aber redete kein Wort von Liebe, sondern von ganz andern Dingen.

„Nun, Gustafwa! wo ist jetzt der Doctor Lambert?“ fragte die Tante das Mädchen, als der Doctor während eines Monates nicht dort gewesen war.

„Ich weiß nicht: vielleicht ist er krank.“

„Nein, Du selbst bist krank; Du bist blaß und leidest, Gustafwa! es peinigt Dich, nicht wahr? Doch bedenke: jetzt ist die Pein kürzer, als wenn Du gleich mir sie zwanzig Jahre lang ertragen solltest.“

„Nein, ich glaube nicht, daß es aus Eigennutz war."

„Nein, nein! Ich glaube, er liebt Dich, nämlich in Verein mit hunderttausend Reichsthalern. Es ist damit, wie mit einem schönen Gemälde, das bestäubt in einem Winkel stehen kann, bis man einen vergoldeten Rahmen hat, in den man es fassen kann; da wird auch der Werth des Gemäldes erkannt, doch nicht früher."

„Beste Tante! Lassen Sie mich zurück nach Lundby reisen!"

„Gerne, Kind! — ja gerne, obgleich ich da allein bleibe. Doch die freie Natur wird Dein Herz erfreuen und der Landwind die Sorgen hinwegwehen ... Im Frühlinge sollst Du nach Hause reisen."

Die Herbstabende.

In Himmelsstrichen, wo man nicht mehr braucht als ein Obdach, wo man das ganze Jahr hindurch leben kann ohne einen häuslichen Herd, wird dieser niemals so theuer, wie im Norden. Unser Klima selbst weist uns darauf hin, daheim zu leben, unser Heim zu lieben, und man sieht daher auch, daß dieses Heimleben ein Volksgedanke ist, den man bloß anzuschlagen braucht, um Antwort zu erhalten.

Giebt es wohl etwas Gemüthlicheres als diese langen Abende in den Häusern? Ermüden wir nicht während der vier, fünf Monate an unsern langen Tagen, an den hellen Nächten, in denen die Natur gleichsam niemals schlafen will? Da sitzen wir, gleich den Kindern in der Gesellschaft älterer Personen, und warten stets auf etwas Lustiges, bis wir endlich einschlummern, ehe die Andern an die Ruhe denken. So machen wir

es Alle während des nordischen Sommers: der Vogel singt noch, wenn wir entschlummern, und schon, wenn wir erwachen, es ist hart, daß wir nicht wachend die sämmtlichen Augenblicke eines bald verschwindenden Sommers voller Sonnenschein, Blumenduft und Vogelgesang genießen können*). Dagegen entschlummert im Herbste die Natur, und wir sind noch wach. Wir zünden die Lichter an, oder wir sammeln uns um das abendliche Ofenfeuer; wir hören, wie draußen der Wind saust; wir sehen, wie die Sterne am Abendhimmel glänzen, und wie das Nordlicht seine Strahlen über den Fichtenwald wirft; wir hören keinen Vogelgesang, wir riechen keinen Blumenduft — draußen ist Alles öde und unfreundlich. Da drängen wir uns zusammen, und ist Liebe daheim, so treibt diese jetzt Blumen: während des ganzen Sommers waren wir so zerstreut, so beschäftigt durch die äußere Natur; erst jetzt haben wir uns wiedergefunden, und unsere innere Natur beginnt frische Frühlingsblumen zu treiben, wenn draußen der Herbst regiert.

Einige Cacteen blühen mitten in unserm Winter. Man erklärt dieses so, daß es zu dieser Zeit in ihrem Vaterlande Sommer ist. Die bescheidenen Blumen des Herzens erblühen daheim, wenn es eben am engsten ist, und dieses kommt daher, weil das Vaterland des Herzens nichts anderes ist als ein Heim, und weil seine Freuden in dem unaussprechlichen, noch nie gemalten Frieden und Glück des häuslichen Lebens bestehen.

*) Dem Unkundigen sei es hier mitgetheilt, daß in Stockholm am längsten Tage die Sonne um dreiviertel auf drei Uhr aufgeht und um einviertel auf zehn Uhr untergeht, und daß man um Mitternacht die feinste Schrift lesen kann. Weiter gegen Norden ist natürlich der Tag im Sommer noch länger. Anm. d. Uebers.

„Gott sei gelobt!" sagte Emma an einem kalten und regnerischen Herbstabende, „daß wir nun wieder hier sitzen! Warm haben wir's, und so sind wir denn endlich wieder ordentlich zusammen."

„Doch der kalte Winter naht, und da sind wir eingesperrt," meinte die Mutter.

„Ja, Gott sei dafür gedankt!" entgegnete Emma. „Kann es denn eigentlich so schrecklich lustig sein, wenn jede für sich selbst in ihrem Winkel sitzt und die Herrlichkeit der Natur genießt, auf das Sumsen der Bienen horcht und die Schmetterlinge betrachtet, wie sie einander jagen? Wenn ich im Garten sitze und arbeite, so möchte ich so gerne Stafwa bei mir haben, um zum Beispiel den herrlichen Sonnenuntergang über den Lundbyer See zu betrachten, doch Stafwa's Brust kann die Abendluft nicht ertragen und ihr Fenster liegt gegen Osten. Also muß der Sonnenuntergang für sie etwas Historisches verbleiben, denn selbst wenn sie ihn durch eine Fensterscheibe sieht, ist er doch ganz anders, als wenn man ihn draußen betrachtet."

„Aber Fredrika!" wendete Stafwa lächelnd ein, indem sie ihre gedankenreichen Augen auf ihre fröhliche Schwester heftete, „von mir hast Du nicht viel Freude, Emma!"

„Von Dir, Stafwa? Ja, Schwester!" sagte das Mädchen und streckte die Hand aus, um sie zu streicheln; „von Dir — ja gewiß von Dir, aber nicht von der Natur."

„Aber ich?" fiel Fredrika ein.

„Ja, Du! ja, das ist mir eine Gesellschaft! Du und Lina, Ihr habt tausend Dinge vorzunehmen: Beeren zu pflücken, sie einzukochen, zuzusehen, wie Mutter Maja die Schweine füttert, Theil zu nehmen an dem Reinigen der Gartenbeete von Unkraut und tausend andere Dinge."

„Ja, Du! das ist ebenfalls nothwendig."

„Das alles thut Fredrika, denn sie ist die Haushälterin. Lina dagegen theilt ihre Zeit zwischen den Draußenarbeiten und Weben, Spulen, Aufziehen, Knüpfen und mehr dergleichen. Stafwa lies't und bildet ihren Geist, Fredrika sorgt für den Unterhalt des leiblichen Menschen, Lina für die äußere Bekleidung desselben, und die Mutter regiert das ganze Uhrwerk. Man hat keinen einzigen Menschen, mit welchem man, wie Patron Mormell sagt, Gedanken austauschen kann. Da kommt dann aber der Herbst, und so ist die ganze nomadische Gesellschaft wieder zusammen im Winterlager."

„Ja, Gott sei gelobt, daß wir uns bei einander wohl befinden!" äußerte die Mutter. „Ich sage wie Emma: Herbst und Winter sind zwar kalt und unangenehm, aber wir leben ja doch zusammen."

„Mit einem Worte," fuhr Emma fort, „dort sitze ich zimperlich mit meiner Nadel und steche und genieße die Natur ganz allein wie Robinson Crusoe auf seiner unbewohnten Insel. Nein, wenn es schön ist, so möchte ich Euch Allen zeigen, wie schön es ist; doch bekomme ich zum Beispiel die Schwester Fredrika zu fassen, so ..."

„Nun, was denn für So? Meine ich etwa nicht auch, daß es schön ist?" fragte diese fast beleidigt.

„Behüte Gott, ja! Ich entsinne mich noch wohl, wie es im letzten Sommer war: es war ein herrlicher Abend, die Sonne war im Begriff unterzugehen, ihre letzten Strahlen zitterten auf dem Spiegel des Lundbyer Sees — ich meine, ich kann beschreiben, nicht wahr?"

„Und weiter?"

„Ja, Fredrika! Du kamst zufällig — ich glaube, um nachzufühlen, wie groß die Kartoffeln wären — in meine Nähe. Sieh, Fredrika! rief ich. Siehst Du dort die Sonne

und den Wald? Siehst Du dort die Kühe auf der Wiese? — Ja! sagtest Du und blicktest flüchtig auf das Landschaftsgemälde. — Sieh die Kühe dort im Grase: sie wandern nach dem See hin um zu trinken! — Ja, sagtest Du, sie brauchen wohl zu trinken; aber dafür geben sie auch viel Milch, denn sie gehen in richtigem Riedengras."

„Ja, war es denn etwa nicht wahr? Eine prächtigere Salzweide als diese Wiese giebt es im ganzen Kirchspiele nicht, sagt Onkel Friman oder der Patron — alle beide."

„Ja, heißt das aber die Natur genießen?"

„O, eben so gut wie Du sie genießest, wenn ich mich auch nicht hinsetze und entzückt werde über das Gewöhnlichste in der Welt," erklärte Fredrika.

„Ha — ich glaube, die Schwester wurde böse!" lachte Emma.

„O nein, böse wurde ich nicht."

„O ja, Fredrika! werde mir nur ein wenig böse, so wollen wir uns hernach wieder aussöhnen; denn in Wahrheit, es ist so schön, daß ich die Leute sehr gern ärgere, um nur ein hübsches Ende herbeizuführen."

„O, Du bleibst immer die vorige!"

„Und wenn ich nicht spulte, aufzöge und knüpfte," begann Lina, in deren gutem Herzen das ausgeworfene Saamenkorn gekeimt hatte, „so . . .

„Ja, da säße ich hier im Unterrocke — ja wohl!" lachte Emma.

„Und wenn Emma nicht so fleißig stickte," fiel Stafwa ein, „so hätten wir weniger Geld, als wir haben, und könnten höchstens an den Sonntagen Kaffee trinken."

„Still damit, Stafwa!" fiel Emma mit komischem Ernste ein und erhob das Köpfchen — „ich kenne meinen Werth hinlänglich gut!"

„Nein, nein!“ riefen Alle. „Emma kennt ihren Werth am wenigsten, sie, die so zimperlich sitzt, sagt sie, mit ihrer Nadel und Stiche macht — irgend jemand muß doch das auch thun.“

„Das Ende vom Liede ist, Kinder,“ fiel die Kapitainin lächelnd ein: „Ihr Alle braucht einander und mich mit.“

„Ja, Mutter! warum sollten wir mit einander arbeiten, wenn Du nicht wärest? Du hast uns ja alles gelehrt, hast uns zu dem gemacht, was wir sind!“ riefen Alle durch einander.

„O ja,“ fiel Emma ein, als das Geräusch aufgehört hatte, „und so hat Mutter auch wahre Freude an ihren Fräulein Töchtern!“

Gustafwa seufzte tief.

„Thut es weh in der Brust, Stafwa?“ fragte die Mutter bekümmert.

„Nein, Mütterchen; aber im Herzen! Drei Kinder machen Dir Freude; doch eines ... das eine wollte ich sagen.“

„Stafwa! Stafwa! sage nicht so! Du weißt also nicht, daß Du uns am theuersten bist — nicht wahr, Kinder?“

„Ja, Mutter! Stafwa ist die beste von uns Allen.“

„Und was thue ich denn in dem engen Kreise? Ich webe nicht — meine Brust hält es nicht aus; ich nehme nicht Theil an der Haushaltung — auch das kann ich nicht aushalten; ich nähe nicht und sammle Geld — ich vermag es nicht, so lange gebückt zu sitzen.“

Die Mutter war im Begriff zu antworten, als Emma mit einem Ernste, der von Herzen kam, ihre Augen auf die Schwester heftete und mit einer Stimme, die von Gefühl zitterte, ausrief: „Die Engel Gottes im Himmel weben nicht, kochen keine Speise und sammeln kein Geld; doch wo sie ein=

treten, da kommt Gottes Liebe mit ihnen und der Segen — und so ist es mit Dir, Stafwa! Du bist diejenige, welche uns zusammenhält, Du bildest das Schloß an der Kette."

„Dank, Emma! aber dennoch nicht genug."

„Alles, was wir wissen, das wissen wir durch Dich; alles, was wir denken, hast Du zuvor gedacht. Ist es denn gar nichts, die Seele zu sein in einer ganzen Familie — diejenige zu sein, welche uns alle segnet und um die Mutter zusammenhält? Wie oft hast Du mich nicht auf den rechten Weg gebracht?" fuhr sie froher fort, „und Du sollst sehen, daß Emma ein gutes Mädchen werden wird und vorsichtig ebenfalls — nämlich mit der Zeit, denn damit geht es langsam; aber das ist nicht Deine Schuld."

„Dank, Schwester!" entgegnete Stafwa. „Vielleicht tauge ich also doch zu etwas! Uebrigens ist es recht traurig, wenn man nicht thätig sein kann, während man alles um sich her in Thätigkeit sieht."

„Ja, das ärgste ist, daß Dein Fenster im Osten ist, so daß Du mir nicht helfen kannst, wenn ich sitze und den Sonnenuntergang bewundere und Betrachtungen anstelle über die Leute, welche hinter den Bergen wohnen. Es ist doch etwas Wunderbares zu sehen, wie der Tag weggeht und die Nacht kommt."

Gustafwa lächelte und blickte auf von ihrer Arbeit, denn Alle saßen um den Tisch, mit Arbeiten beschäftigt — Gustafwa wirkte ein Schlittennetz und die Uebrigen nähten.

„Du lächelst, Stafwa! Kam Dir das so sonderbar vor?"

„Nein; mir fiel nur eben etwas ein."

„Eine Erzählung? Liebe Stafwa, erzähle!" bat Emma. „Liebe Stafwa, das ist so schön!" sagten die Uebrigen.

„Ja, das kann ich wohl," meinte Stafwa.

„Wie heißt denn die Erzählung?"

„Ja — ja — welchen Namen kann ich ihr geben? . . . Etwa

Die Portrait-Gallerie.

Es war vor vielen, vielen Jahren. Es war zu Weihnachten auf dem Schlosse ein großes Fest gewesen. Die ganze bunte Schaar von mit Gold bedeckten Herren und mit Diamanten geschmückten Frauen, von Fräulein mit Perlen und Blumen in den fliegenden Locken, von Kindern in Silbergeweben und Purpur — alle hatten die großen Gemächer verlassen, in denen der Marmor, weiß wie Schnee, von goldenen Leisten eingefaßt wurde, und in denen Lapis Lazuli, blaugrün mit Gold bespritzt, als ob es bei seiner Schöpfung Gold geregnet hätte, zu Vasen geformt war, worin bunte Blumen standen, um gleichsam in der Mitte des Winters die Pracht des Sommers hervorzuzaubern.

Die mit goldenen Tressen besetzte Bedienung wanderte umher in den prächtigen Räumen, still dahinschleichend auf den persischen Matten; sie löschten die Lichter aus in den Kronen, in den Candelabern, in den hohen silbernen Leuchtern, und bald war alles still in den Prachtzimmern. Da blickte ein Rand des Mondes aus einer Wolke hervor und warf einige dunkle Strahlen in die stille Wohnung, deren hohe Fenster weiß gegen die dunklen Mauern schienen.

Es war in der großen Portraitgallerie. An den Wänden rund umher hingen die Bilder von allen Mächtigen der Welt, von allen Helden und Genies derselben. Als aber der zwölfte

Schlag von dem Schloßthurm ertönte, da gab es im Zimmer ein so wunderliches Flüstern, es klang und lautete wie ein Tambourin, es schwebten Töne her wie von entfernten Flöten. Sieh da! mitten im Zimmer stand ein kleiner, wunderlich angezogener Mann; auf dem Haupte hatte er eine hohe, spitzige mit goldenen Bändern umwickelte Mütze, und von seinen Schultern wallte ein weiter Purpurmantel mit tiefen Falten herab, so daß er seinen kleinen Körper ganz verhüllte. Er war begleitet von noch kleineren Wesen, sämmtlich in weiten Mänteln; alle aber hatten Instrumente, auf denen sie spielten, der Eine eine Harfe, der Zweite eine Violine, eine Flöte und so weiter.

Es war eine kleine ungestalte Gesellschaft, denn so weit die Mäntel auch sein mochten, so konnte man doch deutlich sehen, daß sie sämmtlich bucklig waren, eine schöne Sammlung von kleinen, jungen Kameelen, welche sich aufstellte zur Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft, die in den Rahmen wohnte und die jetzt um Mitternacht während des Weihnachtsfestes aus der innern Bezauberung gelöst wurde, in welche der Künstler sie versetzt hatte, da er malte; denn wenn der Künstler malt, so versetzt er einen Theil der Seele des Gemalten auf die Leinwand, und dieser Funke des Unendlichen ist dasjenige, was in dem gemalten Auge lebt, und bewirkt, daß das Auge uns folgt, so oft wir unsre Stellung verändern.

„Hochvornehme Gesellschaft!“ sagte der kleine Zauberer und schwenkte seine Zauberruthe; „Ihr Helden, Eroberer und Genies jeglicher Art! Ich lade Euch auf hohen Befehl zu Eurer gewöhnlichen Weihnachtsbelustigung ein! Steiget herab aus Euren Rahmen, Ihr edlen Herren und Männer, Ihr hochvornehme Damen und Ihr Gelehrte, die Ihr dereinst mit Eurer Schönheit und mit Eurem Lichte die Welt beleuchtet

habt! Kommt, bald beginnt das Schauspiel, versäumet Euch nicht!"

Jetzt begann sein Orchester zu spielen; die wunderlichen Töne sausten und brausten gleich einem murmelnden Bache, einem sausenden Winde, einem rollenden Donner, gleich dem Vogelgesang im Haine und gleich dem Schlagen des wogenden Meeres gegen das Gestade. Alle diese Laute waren vereinigt, und dennoch klang es wie Harfen und Cymbeln in ewigem Wohllaute; denn wenn wir diese Laute der Natur hören, so hören wir jedesmal nur einen Ton oder zwei ungestimmte; jetzt dagegen erzitterte die Luft von harmonischen Accorden, denn alles zusammen ist dennoch immer Harmonie. Bei dieser Spukmusik der ungestalten Zwerge, die den Zauberer umgaben, begannen die Bilder sich in ihren Rahmen zu bewegen. Ein Heerführer, welcher auf dem Gemälde stand und die Hand auf einen Helm legte, erhob die Hand; die langen Sporen klirrten, das Schwert rasselte an seiner Seite, und vorsichtig stieg er herab. Ein alter Prälat hüllte seinen schwarzen Mantel fester um den Leib, fingerte an seiner Halskrause und verließ seine gezwungene Stellung. Jene schöne Dame mit dem strahlenden Diamantkreuze auf der Brust kam in Bewegung, das weite seidene Kleid knisterte, und bald stand sie auf der weichen Matte. So stiegen Alle lebendig aus ihren Rahmen, obgleich die Bilder dort blieben. Doch waren die Augen nicht länger lebendig: in dem schwachen Mondenlichte hatten sie ihren Glanz verloren, der Geist blickte nicht mehr durch sie hervor, denn dieser war gelöst aus dem Zauber.

„Kommt her, Ihr Herren, Ihr Genies und Ihr Schönen! Kommt, ich will Euch etwas zeigen!" rief der Zauberer.

„Ja, wir kennen das ganze Narrenspiel schon von vorigem Jahre her," murmelte man in dem Haufen; „es ist ein abge=

nutztes Spektakel, welches wir nun mehre gewöhnliche Menschenalter hindurch gesehen haben, und etwas Lustigeres könnte man wohl vornehmen, wenn man nicht länger frei ist als in jeder Weihnachtsnacht die Mitternachtsstunde."

„Kommet! Kommet!" rief der Zauberer. „Dies ist ein Schauspiel, welches niemand zu oft sehen kann!"

„Nun, da man uns kein anderes Vergnügen gewährt, so müssen wir wohl zu der kleinen buckligen Figur gehen und durch sein Glas blicken." So sagte ein in Koller und Brustharnisch gekleideter alter Mann, indem er seinen gewaltigen Schnurrbart drehte, welcher gleich zwei Rabenschwingen über seinen höhnisch lächelnden Mund herab hing. „Hier bin ich, Meister Kameel!" sagte er und trat vor. „Nimm Du das Glas, so will ich auf den Mond gucken! Gewiß bekomme ich diesmal nichts anderes zu sehen, wie im vorigen Jahre."

Der Bucklige nahm ein Herz, durchsichtig wie Krystall, doch eingefaßt in einen Kranz von Dornen.

„Sieh jetzt, stolzer Mann!"

Und der stolze Mann sah.

„Was siehst Du?"

„Ich sehe mich selbst in prächtigen von Gold schimmernden Kleidern vor einem gewaltigen Könige knien, der mir diese Kette um den Hals hängt."

„Siehst Du weiter nichts?"

„Ja, in einem andern Zimmer stürmt und lärmt ein Haufen Kinder; aber sie stören die Feierlichkeit, und die Thür wird zugemacht."

„Geh! heute bekommst Du weiter nichts zu sehen!"

„Ha, ha, ha! das habe ich früher noch nicht gesehen; denn im vorigen Jahre sah ich eine Schlacht; damals lagen meine

Feinde im Staube vor mir mit Blut bedeckt und krümmten sich in ihrem Elende; jetzt sah ich den Lohn."

„Trete ein Anderer vor!"

Eine stattliche Dame mit spöttischem Lächeln auf den Purpurlippen trat vor und blickte durch das geschliffene Krystallherz.

„Was siehst Du?" fragte der Bucklige.

„Ich sehe eine große Menge von Anbetern zu meinen Füßen; sie singen Loblieder über meine Schönheit und bewundern mein Genie."

„Nichts weiter?"

„Ja, ich sehe eine Hausmutter, umgeben von ihren Kindern, wie sie im nächsten Zimmer einen Weihnachtstisch deckt; doch das alles ist so ärmlich — ich will es nicht sehen! . . . Schön! da ging die Thür zu."

„Du hast für diesmal genug gesehen!"

„O, das kann einerlei sein; im vorigen Jahre sah ich mich vor einem Spiegel — es ist doch angenehm, in Deinem Glase sich immer selbst sehen zu können."

„Ein Anderer trete vor!" sagte der Bucklige, und ein ehrwürdiger Prälat trat vor.

„Sieh in das Glas!"

„Eigentlich ist dieses ein Vergnügen, das meinem Stande nicht recht geziemt," sagte dieser, „doch da so viele andere hohe und vornehme Personen sich mit Kinderspielen belustigen, warum nicht auch ich?"

Und er blickte in das Glas.

„Was siehst Du?"

„Ich sehe mich selbst, stehend in dem Chore der Domkirche mit der perlenbestreuten Mitra auf meinem Haupte und dem rubinenstrahlenden Krummstabe in meiner Hand."

„Siehst Du sonst noch etwas?"

„Ja, natürlicher Weise die beiden kleinen Engel, welche die Kirche zieren."

„Du hast genug gesehen für dieses Jahr!"

„Es war denn doch eine kleine Abwechselung," lächelte der Prälat. „Im vorigen Jahre sah ich mich in meinem Studirzimmer, wo ich nach Gründen und Beweisen wider die Ketzer forschte, welche nicht so denken, wie diese Eminenzen, die Kardinäle — heute sah ich den Lohn, welcher Desjenigen wartet, welcher treu ist in dem Dienste der Kirche. Vielleicht darf ich im nächsten Jahre mich mit dem Kardinalhute sehen."

„Das kannst Du jetzt gleich!" sagte der Bucklige.

Und der Prälat sah.

„Was siehst Du?"

„Ich sehe mich im Kardinal-Collegium mit dem Purpurhute auf meinem Haupte und der Stola auf meinen Schultern."

„Jetzt hast Du genug gesehen! ... Ein Anderer trete vor!"

Da trat ein berühmter Feldherr vor und sagte:

„Bester Zauberer! ich bin es müde, mich immer selbst zu sehen — giebt es denn keine andern Gemälde in Deiner Sammlung?"

„O ja," sagte der Bucklige. „Sieh her! ... Was siehst Du?"

„Ich sehe eine Mutter, die ein schlafendes Kind an ihre Brust drückt — und das Kind lächelt im Schlafe."

„Siehst Du weiter nichts?"

„Ja, dort in der Ferne sehe ich einen Schein am Himmel, es scheint ein brennendes Dorf zu sein — das ist schrecklich ... Jetzt verschwand der rothe Schein; ich irrte mich: es war die Morgenröthe, welche aufsteigt über ein Feld, das von goldenen Ernten wogt."

„Willst Du mehr sehen?“

„Ja, laß mich nur nicht Blut und Drohen und Triumphzüge in Herrlichkeiten sehen.“

„Nein, Du sollst etwas anderes sehen.“

Und der gewaltige Held blickte wiederum in das Glas und lächelte so schön und mit Augen, die vor Freude glänzten.

„O seht!“ erscholl es von der übrigen Schaar, „o seht zu! ein solcher Held, von dem die Geschichte auf so vielen Blättern redet ... sein Denkstein ist aus Marmor gehauen ... sein Stoff ruht unter einer Marmorsäule ... er steht als ein Vorbild vor dem heldenmüthigsten Volke in der Welt da ... doch seht, wie er zusammenschrumpft! Wer sollte wohl glauben, daß ein Held sich so verläugnen könnte! ... ha, ha, ha! ... da sieht man die menschliche Schwäche!“

„Hörst Du, wie man Dich verhöhnt?“ sagte der Bucklige.

Doch dasjenige, was er durch das Glas schauete, machte ihn so glücklich, daß er nicht hörte, was die Höhnenden sagten.

„O seht, wie klein er jetzt ist! Er kriecht ein wie ein Operngucker,“ äußerte mit Verachtung ein Hofmann. „Es ist jämmerlich, wenn man sieht, wie ein großer Mann dennoch so klein wird; wenn die Nachwelt erführe, wie er zusammengeschrumpft ist, so würde sie das Portrait hinauswerfen.“

„Auch sind wir wirklich allzu gut, um zusammen zu sitzen mit einer Person, die sich belustigt fühlt von einem so einfältigen Kinderspiele. Er gleicht ja gar nicht mehr dem Krieger dort an der Wand!“

„Werft ihm einen Mantel über!“ befahl der Zauberer. „Diese begreifen nicht, was hier vorgeht.“

Und einer von den jungen Kameelen, der im Orchester seines Handwerkes ein Harfenspieler gewesen war, nahm einen kleinen Mantel und warf denselben über seine Schultern.

„O seht! nun bekam auch er einen Mantel!“ lachte die Menge; ein feiner Herr aber, ein ehemaliger Diplomat, fügte hinzu, indem er ihn durch seine am Auge eingeklemmte Lorgnette betrachtete: „Sehen Sie! der Rücken wächst! — er wird ein Buckel, er auch! ... ha, ha, ha! ... er ebenfalls ein kleines Kameel gleich der übrigen Jongleurgesellschaft! — Ha, ha, ha!“ schallte es von der prächtigen Schaar.

„Was siehst Du?“ fragte der Zauberer den buckligen Zwerg mit dem Glase.

„Ich sehe eine Weihnachtstanne, hoch wie der Himmel, und die Sterne sitzen darin als Lichter — und die Wurzel der Tanne reicht herab auf unsere Erde, und in die Rinde schneidet der Ruhm eine Menge von Namen ein, die mit der Zeit verwachsen; doch hoch oben auf der Spitze strahlt ein Kreuz klarer denn die Sonne — und Tausende von kleinen Kindern feiern ihr Weihnachtsfest, und der Vater sitzt auf dem Hochsitze und theilt Weihnachtsgeschenke aus an die Kleinen ... Ach, ach! dürfte ich doch, anstatt eines unsterblichen Helden, einer von ihnen sein!“

„Steh auf!“ sagte der Bucklige; „wirf den Mantel ab! Du hast den Himmel geschaut durch das eigene mit Dornen gekrönte Herz des Erlösers.“

Und in diesem Augenblicke verschwand die bunte Zuschauerschaar, gefesselt wie zuvor in ihren Rahmen, wiederum gebunden durch die Zaubermacht der Kunst, ohne etwas zu sehen mit den gemalten Augen. Doch der Bucklige und seine Freunde hatten die Mäntel abgeworfen, und siehe! alle waren kleine Engel, und der Buckel auf dem Rücken, den man durch den Mantel gesehen hatte, war nichts anderes, als zwei Fittiche, weiß und glänzend von Diamanten, gleich dem Schnee im Mondenschein an einem Weihnachtsabende.

Und die Engelkinder umgaben den neugeschaffenen Engel.

Hundert Jahre lang hatte er sich selbst gesehen durch den klaren Krystall, und jedes Mal hatte sein Geist an den Staub gebunden, abhängig von der äußern Form mit einem bloßen Scheinleben verbleiben müssen, denn es heißt: „das Licht leuchtet in der Finsterniß, und die Finsterniß haben es nicht begriffen.“ Allmälig war sein eigenes Bild gleichwohl zurückgedrängt worden in den Hintergrund des wunderbaren Gemäldes, und zuletzt verschwand dasselbe gänzlich: der ehedem so Mächtige hatte sich selbst vergessen. Da erst traten himmlische Bilder hervor und es wurde klarer und klarer: wenn wir den Himmel nicht sehen, so ist es stets unser eigener Schatten, der ihn umwölkt.

„Komm!“ sagte der Engel; „hier ist Dein Platz nicht länger!“ Und die Engelschaar schwebte empor in einer zitternden Wolke, gleich dem Schimmer des Nordlichtes in der stillen Nacht.

Und in der stattlichen Portraitgallerie war wiederum alles ruhig und still, die gemalten Bilder wurden erleuchtet von einem schwachen Mondschein und waren leblos, obgleich die Augen Leben und Gefühl verriethen, außer denen des edlen Helden, der befreit worden war. Sein Bild war zwar noch da, aber der Zuschauer ging ohne Aufmerksamkeit an ihm vorüber; er selbst sah dem Betrachter nicht länger nach, als beneidete er ihn; denn darum sahen die Bilder uns an, wohin wir gehen; denn sie beneiden uns, daß wir leben.

Das kleine Märchen war beendigt. Gustafwa's Augen glänzten, es sah aus, als hätte sie selbst oftmals durch

den himmlischklaren Krystall des dornengekrönten Herzens unsers Versöhners geblickt und freute sich der Weihnachtslichter, der glänzenden Sterne, die in der großen Weihnachtstanne sitzen, deren Zweige alle Welt überschatten.

Die Uebrigen theilten nicht so ganz ihre Freude: sie dachten an ihre Gustafwa, daß diese vielleicht bald von ihnen hinweggehen könnte.

„Sage mir doch, Gustafwa," flüsterte Emma, indem sie ihren Arm um den Leib der Schwester legte, „sage: was meinst Du mit Deiner Erzählung? was ist Deine innere Meinung damit?"

„Ja, siehst Du, liebe Emma, die ganze Erzählung läßt sich in zwei Worten wiedergeben."

„Welche sind denn diese Worte, Gustafwa?"

„Nichts anderes als das alte Sprichwort: Bei Andern ist's gut, doch daheim am besten."

„Liebe Stafwa! Du betrübst mich!" sagte die Mutter. „Du denkst allzuviel an den Tod."

„Nein, nicht allzuviel, liebe Mutter," lächelte diese. „Ich denke nicht an den Tod, sondern an das Leben. Wenn man in die Kirche tritt, so denkt man nicht an die Thürschwelle: der Tod ist nur ein Mittel — ich denke an den Zweck."

„Genug, liebe Stafwa! Diese Deine Todesahnungen machen uns alle ängstlich."

„Ich ahne gar nichts, Mütterchen! ... Stafwa wird schon bei Euch bleiben ... ja, das wird sie!" lächelte das Mädchen und streichelte die Hand der Mutter. „Wir wollen weiter nicht an meine Erzählung denken: sie fiel mir ein, und das ist alles."

Um dem Gespräche, das eine allzu traurige Wendung zu nehmen drohte, eine andere Richtung zu geben, sagte Fredrika:

„Ich möchte wohl wissen, was der Patron Mormell zu dieser Erzählung sagen würde?"

„Der Patron? . . . er sagte: schön! charmant! . . . ha, hi, hi!" . . . sagte Emma. „Uebrigens ist der Patron ein sehr gutmüthiger Mann, und wenn nur seine ordentliche Alte nicht wäre, so . . ."

„Ich möchte nur wissen, womit sie sich an diesen Herbstabenden unterhalten?" sagte Lina. „Ihnen muß die Zeit schrecklich lang werden."

„O nein," entgegnete Emma. „Der Patron und seine Frau gehören zu dieser Art von Leuten, denen die Zeit niemals lang wird, die aber auch niemals recht froh sein können. Hm, die Zeitungen kommen: da kann der Alte sitzen bis die nächste Post kommt, und lesen und lesen . . . das ist ja ganz unterhaltend! Man kann ein Raubthier sein und das Interessante auf einmal verschlingen: eine ganze lange Erzählung gleitet hinunter, ohne daß man weiß, wie sie schmeckt; man kann aber auch zu den litteraten wiederkäuenden Thieren gehören, und jeden Bissen zweimal kauen, und so macht es der Patron Mormell. Er weiß daher auch alles, die Politik, versteht sich, jede Vermuthung und Unwahrheit und überdies Anzeigen und Alles. Dieses dauert vom Mittwoch bis zum Sonnabend und vom Sonnabend bis zum Mittwoch. Dazu kommen alle möglichen Details mit dem kleinen Gute, so daß der Alte unaufhörlich beschäftigt ist, und die Frau ist dies mit der Haushaltung. Dann, wenn es endlich Ruhe giebt, so sitzt der Alte da mit seiner Alten; zwar haben sie einander eben nichts zu sagen, doch da ist der Bierkäse*) fertig, und man

*) Eine Mischung von Milch und Bier, ein gewöhnliches Abendgetränk in Schweden. Anm. d. Ueb.

geht früh zu Bette, um am folgenden Tage denselben Kreislauf zu beginnen. Im Ganzen genommen ist ein solches Leben gerade das trockene Gerippe eines wirklichen und gemüthlichen häuslichen Lebens, es ist, um von meiner edlen Beschäftigung ein Bild zu leihen, der Stramail, in welchen hernach die Blumen des häuslichen Glückes sehr leicht eingewirkt werden können."

„Doch unsre Freunde, die Geschwister Gran, die haben es gemüthlich in ihrem Hause."

„Ja, das glaube ich! Sie haben nicht bloß den Stramail, sondern auch die Blumen in demselben. Sie unterhalten sich mit vielerlei außer den Zeitungen, beide haben Kopf und Herz und — Erinnerungen. — Mutter! die Gran haben ja Erinnerungen?"

Die Mutter lächelte über die Frage: „Alle haben Erinnerungen, obschon die meisten dieselben wegwerfen gleich abgenutzten Putzsachen, wenn diese nicht mehr taugen oder aufgehört haben modern zu sein."

„Erzähle uns etwas von ihnen, liebe Mutter! Wir lieben sie so sehr."

„Ich weiß viel und wenig. Als ich klein, sehr klein war, wurden sie von meinen Eltern aufgenommen: sie sind ein wenig älter als ich. Darauf waren sie wie Kinder im Hause, und ich meinte oft, daß meine Mutter sie mehr liebte, als mich. Inzwischen wurde Carl ein großer Knabe und bei einem Drechsler in die Lehre gebracht; Catharina blieb bei uns. Ich war vierzehn Jahre alt, als mein Vater krank wurde. Auf seinem Krankenbette schien er ganz besonders an die beiden fremden Kinder zu denken. Er sprach lange mit der Mutter über sie und schien ihr ein großes Geheimniß anzuvertrauen.

Mein Vater starb, und da waren wir allein, ganz so wie jetzt, ohne Vater im Hause."

Die Capitainin schwieg einige Augenblicke; Alle waren still. „Ohne Vater im Hause" — diese Worte erinnerten alle an ihren Vater, und wie sicher sie damals unter seiner Leitung und seinem Schutze auf dem Dienstgute gewohnt hatten.

„Nicht viele Jahre darauf," fuhr die Capitainin fort, „sank auch unsre letzte Stütze. Damals war Carl Gran achtzehn und seine Schwester sechzehn Jahre alt. Sie standen an dem Sterbebette meiner Mutter und weinten eben so bitter wie ich.

„Versprich mir, Carl, so hörte ich meine Mutter reden, daß Du diesen Brief nicht eher brechen willst, als bis Du ein ganz unabhängiger Mann bist, denn das würde Dir schädlich sein: so sagte Deine Mutter zu mir. Rathe nicht! forsche nicht! versprich mir das! — Und er versprach der Sterbenden Gehorsam mit einem Handschlage."

„Und er hat Wort gehalten?" fragten die Mädchen.

„Ja, ganz gewiß! . . . Doch weiter. Catharina ging in Dienst und Carl arbeitete in den Werkstätten. — Aber er war nicht über dreißig Jahre alt, als er das kleine Gehöft am Kirchwege kaufte und dasselbe in Ordnung setzte, so wie es jetzt ist. Als alles fertig war, so reiste er zu seiner Schwester — ach! er war so herzlich willkommen, denn sie hatten einander seit vielen Jahren nicht gesehen."

„Höre, Catharina, sagte da der Bruder: ist es wahr, daß Du verlobt bist?"

„Nein! antwortete sie mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Nun das war gut! . . . doch liebst Du jemanden?"

„Lieber Carl! ich war so froh als Du kamst; nun aber bist Du langweilig.“

„Warum denn das? Nun ist jemand da, dem Du gut bist?“

„Ja, ich bin Dir gut, lieber Carl, wenn Du nur keine einfältigen Fragen thun willst.“

„Höre nun zu, Schwester! Es ist doch wohl so, daß Du Keinen hast, nach welchem Du Dich sehnst, keinen, auf den Du wartest?“

„Nein, bei Gott, Carl! Ich habe einen Freier gehabt, doch der war so langweilig, daß ich kurzweg nein sagte, und da...“

„Nahm er sich das Leben?“

„Nein, er heirathete eine Andere.“

„Daran that er verdammt recht — und weißt Du: ich heirathe niemals, denn die Frauenzimmer in allen Ehren — entweder sagen sie ja, und da hängt das Ja davon ab, in wie fern der Drechsler Gran eine Frau ernähren und ihr prächtige Kleider geben und der Wittwe etwas hinterlassen kann; — oder auch sagen sie nein, und da lachen sie über einen armen Wicht. — Nein!“

„Doch Carl — es sind viele glücklich!“

„Das kann wohl sein; doch siehst Du, das Glück hängt nicht an unsrer Familie. Unsre Mutter — wir kennen sie nicht — doch gewiß war sie unglücklich, weil sie ihre Kinder in das Kinderhaus that, und so strenge, wie sie es that, verhehlte, wer der Vater war.“

„Denke nichts Böses von unsrer armen Mutter!“ sagte Catharina. „Bedenke, daß unsre Pflegemutter sagte: sie war edel, doch sehr unglücklich.“

„Eben das sage ich ja auch: sie war unglücklich um der Liebe willen. Kurz: ich werde niemals verliebt in irgend ein

Mädchen, ich bin brandversichert; doch ein befreundetes Wesen brauche ich, und Du bist ja meine beste Freundin — wir sind beide von zornigen Wellen an ein und dasselbe Ufer geworfen worden: Du bist ja eine treue Freundin?"

„Ja, Carl, bei Gott, ja!"

„Willst Du denn meine Haushaltung führen? Ich habe für Dich ein Zimmer ausgewählt: Du bekommst eine kleine Haushaltung zu besorgen, nämlich mich ganz allein. Mein Fleiß nährt uns beide reichlich, und sollten nicht zwei Geschwister ein Haus bauen können? Sollte nicht die Geschwisterliebe dasselbe heiligen und beglücken?"

„Ja — ach ja!"

„Wenn Du dann der Liebe und Dankbarkeit Deines Bruders überdrüssig würdest und irgend eine Figur (Gott verzeihe es dem Menschen!) Dein Herz einnähme: so ziehst Du mit voller Freiheit, und ich mache Dir die Hochzeit."

„So hat Catharina es beschrieben. Doch noch heutigen Tages leben sie zusammen und freuen sich ihrer kleinen Heimath und daß sie nicht nöthig haben Freude und Frieden außerhalb ihrer kleinen Hütte zu suchen. Dazu trägt Carl's Liebe zu Büchern sehr viel bei; diese erhielt er in unserm Hause, denn mein Vater hatte viele Bücher, und dieses macht, daß die Geschwister dort sich nicht in enge Grenzen eingeschlossen fühlen: so weit die Erde reicht, lassen sie ihre Gedanken gehen, und sie können alles aus der Vorwelt und Mitwelt, in der Ferne und in der Nähe so lebhaft beschreiben, als wären sie mit gewesen zu allen Zeiten und an allen Orten."

„Der Propst sagt auch, daß Gran ein wirklich unterrichteter Mann ist," merkte Gustafwa an, „obgleich er in Gesellschaften nicht damit glänzen will. Nur bisweilen, wenn der Propst und er in Frieden und Ruhe neben einander im Sofa

sitzen, vergißt er sich und redet mit Begeisterung von Dingen, welche weit entfernt liegen von der Klasse, der er dem Aeußern nach angehört."

„Er hat, sagt Onkel Friman, eine lebendige Einbildungskraft, vereint mit einem Gedächtnisse, das ihn niemals im Stiche läßt. Hat er eine Sache einmal gehört oder gelesen, so weiß er sie auch für immer, und jeden neuen Gedanken benutzt er als eine Stufe, um zu einem noch klareren zu gelangen, sagt Onkel Friman."

„Ja, er hat einen hellen Kopf," sagte Fredrika.

„Und ein warmes Herz," fügte Emma hinzu.

„Er ist doch ein sonderbares Ding, der Mensch," fuhr Emma fort, als das Gespräch zu ersterben drohte, „wie er sich durch Ahnungen weiter schafft, wie er sich erhebt, als kletterte er auf einer unsichtbaren Leiter zwischen Himmel und Erde; sobald er den Abstand zwischen einigen Stufen unter sich kennt, so ahnt er, daß er noch mehre über sich haben muß, und er trifft das Richtige durch Analogie — so sagte Gran neulich, und darauf erklärte er, was dieses bedeutete."

„Ich möchte wohl wissen," sagte Lina, „ob man beim Patron Mannerberg an dergleichen denkt."

Diese Worte schlugen gleich einer Bombe in dem kleinen Kreise herab.

Alle fingen an zu lachen.

„Gar nichts zum Lachen!" meinte Emma. „Sie leben für Andre, nicht für sich selbst. Und dennoch sieht es aus, als lebten sie allein für sich selbst: sie fragen nichts nach den Bekümmernissen Andrer."

„Ja, die Kinder Israel nahmen alles Gold, das sie hatten, die Trauringe und Geschmeide der Weiber, um ein goldenes Kalb davon zu machen. Aber wie schrecklich lang muß dem

Figge die Zeit wohl werden! Gar nichts zu thun, so lange das Jahr dauert, das ist denn doch fürchterlich! Stellt Euch vor: er liegt bis um zehn Uhr, steht dann auf, geht umher im Schlafrock bis um zwölf; steigt dann hinab und besieht sein Reitpferd, ißt Mittag um zwei, hält ein Mittagsschläfchen, reitet eine Weile aus, kommt zurück zum Thee, trinkt diesen mit Zwieback, blättert in einigen Büchern, die auf dem Divantische liegen, flucht darüber, daß die Zeit so langsam geht, speist zum Abendbrot und geht um zehn Uhr zu Bette. Ein solches Leben — und mehr thut Figge nicht, sagt Patron Mormell — das heißt ja lebendig todt sein."

„Und dazu ist er allzu hoffärtig, mit jemand umzugehen. Im Pfarrhofe wird ihm die Zeit lang, bei Mormell ebenfalls, den Drechsler kennt er nicht, und würde sterben, wenn er mit ihm in ein Gespräch käme; hieher kommt er nicht, und darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn so oft wir mit ihm zusammen kommen, sind wir ganz still, als ob wir stumm wären, obgleich er uns lustige Abenteuer vorerzählt, zum Beispiel, wie er einen Haufen von Bettelkindern sich prügeln ließ um alte zinnerne Zahlpfennige ohne Werth, oder wie er einer alten Frau, die für ihre Kinder um Brot bettelte, einen Schwärmer in den Korb warf und sie so in Schrecken setzte, daß sie Korb und Brot in den See warf."

„Liebe Emma!" warnte die Mutter; „Du urtheilst streng! Glaube mir: Figge Mannerberg hat gewiß auch seine guten Seiten."

„Aber, Mutter! wenn er auch hundert gute Seiten hätte, so mag ich ihn dennoch nicht," entgegnete Emma mit Erröthen. „Kann man wohl dümmer sein, als er, der es versuchte, sich dem Magister Friman auf die Nase zu setzen? Doch das lief

so ab, daß es eine wahre Lust und Freude war. Wenn man so dumm sein kann, liebe Mutter, so..."

„Ja, beste Mutter!" fiel Fredrika ein, „es ist klar, daß Figge ein sehr beschränkter Kopf ist, weil er nicht die Ueberlegenheit des Magisters Friman begreifen konnte, besonders wenn dieser eine solche Bundesgenossin hatte, wie die kleine Emma!"

Das Mädchen erröthete. „Ja, ja, Fredrika!" sagte sie mit erzwungenem Lachen, „ja, ja, Du! wollen sehen, ob Du nicht noch vor mir ein wirkliches Bedürfniß hast, die Bundesgenossin eines armen Magisters zu werden."

„Wie so?" fragte Lina.

„Das weiß ich nicht," erwiederte Emma; „doch eine Gouvernante und ein Schulmagister passen zu einander (knixend) wie der Deckel zu einem Bottich."

„Ja, Emma! wir werden sehen!" war Fredrika's Antwort.

„Ja; doch was wir auch sehen werden, so wird es mit Figge nicht besser als es gewesen ist."

So zankten sich die Mädchen; doch bisweilen ein wenig Zank schadet wahrlich nicht, wenn man sich dabei nur liebt.

Die Freunde.

„Wir bekommen heute Gäste zum Mittagsessen, Catharina!" sagte der Drechsler Gran, als er am Sonntage vor Weihnachten mit seiner Schwester aus der Kirche kam.

„Wie so?" fragte die Schwester, welche noch nie etwas so Wunderbares gehört hatte, als daß Gäste kommen sollten, und

am allerwenigsten daß sie zu Mittag kommen sollten. „Wir haben es, Gott sei Lob und Dank! so, daß Derjenige, der nicht essen will, es bleiben lassen kann,“ fügte sie hinzu, gleichsam ärgerlich darüber, daß der Bruder nicht früher gekommen war als so unmittelbar vor dem Mittage mit dieser für eine Hausmutter immer wichtigen Nachricht: Wir bekommen Gäste zum Mittagsessen! — „Wer kommt denn?“

„Der Patron Mormell. Ich sitze mit ihm in einem Stuhle, und wir singen bisweilen aus einem Gesangbuche, denn der Patron vergißt das seinige oftmals zu Hause: heute flüsterte er mir zu: Meister! kann ich heute zum Mittag zu Ihnen kommen? Ich habe etwas Wichtiges —“ und hiebei blinzelte er mit seinen kleinen Augen — „etwas höchst Wichtiges —“ aber er lächelte nicht wie gewöhnlich, sondern hatte eine Miene voll Ernst, wie ich sie noch nie in dem Gesichte des guten Alten gesehen habe.“

„Also der Patron? Da geht es noch wohl: wir haben Salzfleisch und Kohl, und dann habe ich kleine Pfannkuchen — da geht es schon! — Du sagtest ihm wohl, es wäre bloßes Alltagsessen?“

Der Drechsler lächelte. „Wie konnte ich wohl am Sonntage vor Weihnachten sagen, es wäre ein Alltag?“

„Ja, aber einfach — Du darfst nicht so an den Worten hangen!“

„O, er wird doch wohl begreifen, daß der Drechsler Gran es nicht so haben kann, wie der Patron auf Lagerhyttan oder dergleichen große Leute? — Setze Du noch einen Teller auf den Tisch und so weiter, so ist alles fertig.“

Der Speisesaal bei dem Drechsler war ein kleines Zimmer neben der Küche — nett und angenehm, wie alles in der Wohnung der Geschwister. Bald war der Tisch gedeckt, und ein

Lehnstuhl stand da an dem vornehmsten Platze und wartete auf den kleinen Patron auf Stektorp. Der Patrontitel war wohl ein wenig uneigentlich, denn Stektorp war bloß ein gewöhnliches Bauergut; doch der Vater des Patrons war ein wirklicher Patron gewesen und hatte in vorigen Zeiten Lagerhyttan besessen, welches jedoch die Erben verkauften; doch alle diese Erben, fünf Brüder, hießen sämmtlich Patrone, einen einzigen ausgenommen.

Der Patron hatte vieles bei der Kirche zu bestellen, er verzog lange, und als er endlich in seinem kleinen Schlitten angefahren kam, hatte die Gesellschaft sich mit noch einer Person vermehrt.

„Carl! hier kommen Zwei! Jetzt ist es allzu dumm: wir bekommen nicht alle Raum.“

„Zwei?... wer ist der Zweite?“

„Der Propst!... Nun in Gottes Namen, was giebt's, da der Propst mit ist?“ sagte Catharina, indem sie erblaßte; denn etwas sehr Wichtiges stand bevor, und höchst wichtige Dinge sind gewöhnlich auch unglücklich. Die Herren traten ein und wurden von dem Drechsler empfangen mit diesem einfachen Wohlwollen, das sich nicht bis zur Artigkeit erhebt, und dennoch etwas weit Höheres ist.

„Lassen Sie uns,“ sagte Gran, „erst essen und dann von wichtigen Dingen reden, wenn von solchen die Rede sein soll.“

Der Patron Mormell sah sehr betrübt aus, und der Propst schien unruhig zu sein, weil er nicht sogleich das Schweigen brechen konnte.

Es war ein langweiliges Mittagsessen, und Catharina hatte nicht die Freude, ein einziges freundliches und lobendes Wort zu vernehmen, sondern die Herren beeilten sich nur, ihren Auftrag beim Mittagstische zu Ende zu bringen.

Endlich wurden sie hinaufgeführt in das Prachtzimmer des Hauses, Catharina's Giebelstübchen.

Da wir nun endlich dasselbe betreten, so wollen wir es auch in Augenschein nehmen. Die eine Wand war ganz und gar bedeckt mit einem Bücherbrette, worin Bücher von allen Formaten und in allen möglichen Bänden, neue und alte, seltene auf Auctionen erstandene und gewöhnliche im Buchladen gekaufte, geordnet standen. Die entgegengesetzte Wand nahm ein Schrank ein — jener geheimnißvolle, über den der Magister Friman so vieles zu vermuthen hatte. Ehemals war er zierlich gewesen, jetzt sah er jedoch dunkel und ein wenig schwerfällig aus. Uebrigens wurde die Wand geziert von einer großen Menge Gemälde, welche Landschaften aus allen Welttheilen vorstellten, und so war dort ein Tisch, einige Stühle und ein Alkoven mit feinen, zu Hause gewebten Gardinen.

„Und nun: was giebt's?" fragte Gran, indem er den Herren Pfeifen anbot.

„Ach ja!" begann Patron Mormell; „Gott sei gelobt!... Vielleicht, eben darum, weil ich den Plan so in der Zeit erfahren habe... hm! Aber einen Ausweg kann ich nicht sehen... Sieh, es ist ganz bestimmt: sie werden aufgesagt, denn Figge will repariren, darauf heirathen und hinziehen — ja das will er."

Gran hatte die ganze Rede mit angehört, ohne ein Wort zu verstehen.

„Aber..."

„Es ist so," fiel der Propst ein, „daß der Patron Mannerberg auf Lagerhyttan, der wohl bald das ganze Kirchspiel unter sich bringt, nun auch Lundby haben will, und da wären die Kapitainin und die Mädchen ohne Obdach. Nun, sie könnten wohl anders wohin ziehen; doch hier im Kirchspiel ist keine Gelegenheit, und hier haben sie doch ihre ganze kleine Welt."

„Der Patron von Lagerhyttan?“ murmelte der Drechsler bei sich selbst. „Wird Herr Figge heirathen?“

„Ja, man glaubt, er wird dann gesetzt und vernünftiger werden,“ erklärte der Patron, „und das mag auch wahr sein: es ist wirklich so, daß ich in meiner Jugend mich gerne erheitern wollte und nichts thun mochte; doch da heirathete ich und hatte an ernstere Dinge zu denken und wurde thätig“ (wir wissen schon, worin seine Thätigkeit bestand), „so daß es gewiß recht gut sein kann, daß Herr Figge heirathet, und Geld soll sie haben... Die Patronin hat alles angeordnet... siebzehnjähriges Mädchen... sieht nach nichts aus.“

„Nun aber ist die Frage,“ fuhr der Propst fort, „und um darüber zu überlegen, sind wir hergekommen... Meister Gran! Sie, der Sie... doch das gehört nicht hieher... Können Sie einen Ausweg erdenken, die gute Familie vor einem so harten Schlage zu schützen, aus dem Hause getrieben zu werden? Die Kapitainin und Gustafwa würden sehr leiden, wenn sie in einen fremden Kreis ziehen müßten.“

„Kann wohl nicht die Tante in Stockholm der Sache helfen?“ fragte Gran.

„Sie?.. Nein, gewiß nicht.“

„Aber,“ fiel der Patron ein, „jetzt ist es so, daß der Patron Mannerberg in Ansehung dessen, daß Lagerhyttan uns früher gehörte, immer Vertrauen zu mir gehegt und mich in vielen wichtigen Fällen um meine Meinung gefragt hat, und immer — ja, bei Gott, das ist wahr! — immer hat er einen ehrlichen Rath von mir erhalten. Doch jetzt... was geschah? Ganz neulich nahm er mich abseits und sagte: Bruder Mormell! ich kenne Deine Redlichkeit! — Kein Zweifel daran, lieber Bruder! sagt' ich. — Nun — fuhr Mannerberg fort — denn er ist ein kluger Kerl, dieser Mannerberg — nun, fuhr er

fort, siehst Du meinen Sohn Figge — er hat keinen Tropfen Blut in sich, das Pär gleicht — Pär ist fleißig, des Morgens schon auf, ehe der T — die Pantoffeln angezogen hat — ja, präcis so sagte Mannerberg — die Pantoffeln angezogen hat, und sieht nach dem Eisenhammer, doch Figge treibt sich umher, so daß es eine Sünde und eine Schande ist."

„Ja ja, ja ja, sagt' ich — der Bruder Figge ist ein junger Mann, der..."

„Der ein Faulpelz ist, untauglich zu allem und so ähnlich meinem seligen Schwager, den unser Herrgott zu rechter Zeit zu sich nahm — ihm so ähnlich, daß mir wirklich angst und bange wird. Ueberdies hat er ein gutes Theil von der Laune seiner Mutter, eine gewisse Heftigkeit, Bruder! doch Du kennst ja meine Frau!"

„Behüte, ja — ein wenig heftig, doch im Uebrigen eine vortreffliche Frau."

„Versteht sich, ja!" sagte Mannerberg. — Jetzt — fuhr Mannerberg fort — ist mein und meiner Frauen Plan der, daß Figge sich verheirathen soll mit Lowisa, der Tochter des Patrons Molén, ein junges unschuldiges Mädchen: sie kann ihn vielleicht noch zum Menschen machen... und so bekommen sie eine eigene Wirthschaft, und da mag sie — seine Frau meine ich — sich mit ihm schleppen; denn weder ich noch Pär können im Stall mit ihm stehen, und meine Frau ist ganz blind und wird heftig bei der geringsten Anmerkung gegen diesen Augapfel."

„Und weiter?" fiel der Drechsler ein, welcher meinte, daß die Einzelnheiten ausgeschlossen werden könnten.

Der Patron Mormell war jedoch nicht von einer solchen Natur, welche das Wichtige von dem Unwichtigen zu scheiden verstand. Die Charaktere sind verschieden: bei einigen fallen die Stoffe in verschiedenen Lagen nieder, und es läßt sich jeder derselben zu seinem besonderen Gebrauche aus-

scheiden; bei andern dagegen halten sich alle Stoffe zusammengeschlammt, so daß man keinen einzigen Tropfen aus der Mischung zu nehmen im Stande ist, ohne alle mit zu bekommen.

So war der Patron, welcher zum Beispiel niemals von der Ermordung Gustaf des Dritten reden konnte, ohne zu gleicher Zeit zu erzählen, daß einem seiner Bekannten, der ebenfalls bei dem Maskenballe zugegen gewesen war, der Domino mit Wachs betröpfelt worden, und daß er gezwungen gewesen wäre, eben diesen Domino zu bezahlen, den der Patron oft gesehen hatte, und welcher in einer Naht aufgerissen gewesen war, als der Freund sich demaskiren mußte — und niemals konnte er von Napoleon reden, ohne zugleich zu erzählen, er hätte ein Portrait des Kaisers auf einem Tabakspapiere gesehen, und daß dieses sehr feiner Tabak von Carlshamn wäre, der Bonapart hieß, einen Reichsthaler kostete und daß er davon alle vierzehn Tage ein Pfund aufrauchte. So war nun einmal der Mann construirt, und also halfen keine Unterbrechungen und keine Fragen: der Strom floß gleich dem gelben Flusse in China mit stets trüben Wogen.

„Ja, lassen Sie mich jetzt die ganze Sache ordentlich erzählen," fuhr der Patron fort mit einer unzufriedenen Miene, weil man ihn zur Eile antreiben wollte. „Ja, wie gesagt, Figge soll heirathen, und so sagte Mannerberg — denn er hat immer im Vertrauen zu mir gesagt — und bei Gott, so ist es, ich habe ihn noch nie getäuscht und täusche ihn auch jetzt nicht; denn sehen Sie, ich habe versprochen ihm zu helfen und ihm meine Hand darauf gegeben, ehe er etwas sagte. Nachher bereute ich's; doch was kann ich thun? Das Vertrauen, welches er mir geschenkt hat, muß erfüllt werden, und sollte auch mein eigner Vater darunter leiden — doch, Gott sei gelobt! er ruht in seiner Gruft, und daneben... ja, das

kann einerlei sein," setzte er hinzu, indem er schnell den Wortstrom hemmte... „doch mein kleiner Sohn liegt neben ihm... hat einen zwiefachen Sarg, einen von Tannen- und einen von Eichenholz ... und schöne Schilder. — Doch das ist einerlei, das — wir leben einsam, ich und meine Alte, und haben alles recht gut... wenn auch ein wenig leer... ein wenig leer... seitdem das kleine Kind von uns hinwegging."

„Und so," fuhr der Patron fort, nachdem er eine Weile inne gehalten hatte, was er nöthig zu haben schien, um wieder auf den Gegenstand zurückkommen zu können — „und so sagte Mannerberg: Lundby hat eine gute Lage: aber komme ich und biete, so fordert die Bauernkanaille — ja, so sagt' er, obgleich meiner Meinung nach der Kirchenwirth ein ganz guter und ehrlicher Mann ist — so rasend, daß ich nicht darauf eingehen kann. Inzwischen muß Lundby gekauft werden, denn meine Frau, sagte Mannerberg, will es, um ihren Augapfel in der Nähe zu haben, obgleich ich und Pär — natürlich der junge Patron — ihn gerne so weit von uns weg sähen wie möglich. Also bietest Du auf Lundby und unterhandelst, so daß ich es für billigen Preis bekomme und es sogleich übernehmen kann, und da mag denn die Kapitainin ausziehen und die Reparationen sogleich ihren Anfang nehmen, so daß Figge zum Sommer einziehen kann und ich Frieden bekomme."

„Soll die Kapitainin sogleich ziehen?" fragte ich erschrocken, „wo soll sie hin mit allen ihren Töchtern?"

„Da mag sie sich umsehen, das geht natürlicher Weise mich als Käufer nicht an."

„Aber, sagt' ich, sie hat wohl einen Contract? — O, sagt' Mannerberg, den habe ich für den Bauer selbst aufgesetzt; der ist ausgefertigt, wie alle meine Miethscontracte, so daß er

nicht länger gilt, als der Besitzer will — diese Frauenzimmer unterschreiben alles, was man will."

„Jetzt ist in der Kürze die Frage: woher nehmen wir eine Wohnung für die arme Kapitainin? denn schon morgen muß ich mit dem Kirchenwirthe reden."

„Ist es denn aber damit so genau, lieber Mormell?" fragte der Propst.

„Genau? Ja, ich habe versprochen, und obgleich es mir ins Herz schneidet, so..."

„Nun ist es dumm, arm zu sein!" sagte Gran dumpf. „Können Sie nicht, Herr Propst?"

„Unmöglich! meine Kinder brauchen Hülfe und Axel auch... unmöglich! Uns ist das Geld so knapp, daß ich nicht weiß, woher ich fünfhundert Reichsthaler nehmen soll, und Lundby zu kaufen, welches fünftausend werth ist, daran läßt sich gar nicht denken, da man den Patron auf Lagerhyttan zum Nebenbuhler hat, der baar bezahlt."

„Ja, baar! so sagte er — baar — das Geld liegt im Pulte, sagte Mannerberg!" versicherte der kleine Patron auf Steketorp.

Der Drechsler seufzte tief. „Jetzt ist es dennoch schwer, arm zu sein!" sagte er. „Und sie dürfen nicht hinausgeworfen werden! Sie müssen bleiben in ihrer kleinen Wohnung!"

„Niemand hat so viel dafür geopfert, wie Sie, Gran!" sagte der Propst und drückte dem redlichen Drechsler die Hand.

„Wir wollen meine Schwester Catharina mit in den Rath ziehen," sagte dieser. „Sie weiß besser Rath als ich."

„Catharina!" sagte der Bruder, „der Propst und der Patron kommen mit einer schlimmen Nachricht." — Und hierauf erzählte er ihr in der Kürze alles.

Catharina lächelte schlau. „Und mein hochweiser Herr Bruder weiß keinen Rath?"

„Nein!“

„Ist es auch wirklich sicher, daß Du keine Hülfe weißt?“

„Nein!“

„Vielleicht weiß auch ich keine; doch...“ Sie schloß den Schrank auf und nahm ein Kreuz, das an einer Kette hing.

„Dieses gläserne Kreuz? Beste Catharina! bist Du wohl nicht kindisch? Ein Spielzeug, das wir von unsrer Mutter haben — das kann Werth haben für uns — und überdies sagte unsre Pflegemutter: behaltet es stets als ein Andenken an eine Person, die ihr niemals gesehen habt!“

„Höre, Carl!“ sagte die Schwester ernst, aber doch lächelnd — „eine gute That ist ein noch kostbareres Andenken, als ein Kreuz! — Doch, siehst Du! während Du in Deinen Büchern liesest, so studire ich auf meine eigene Hand. Nun weißt Du,“ begann sie unterrichtend, „daß ein Edelstein Glas schneidet, und sieh hier!“ (sie schnitt ihren eigenen Namen und den des Bruders in eine Fensterscheibe) — „siehst Du? diese schneiden Glas und sind daher kein Glas, sondern etwas Besseres — mit einem Worte: vielleicht kann dieses helfen.“

Alle lächelten über diese Hülfe der guten Catharina in der Noth; doch sie fuhr fort ihren Satz zu verfechten.

„Ich verstehe es nicht,“ begann der Patron Mormell; „doch weiß ich, daß solche weiße Steine einen großen Werth haben, sofern sie nicht Bergkrystall oder Glas sind. Doch jetzt verfälscht man dergleichen — und...“

„Doch dieses Kreuz ist gemacht, ehe man alles, sogar Edelsteine, zu verfälschen verstand.“

„Ja, wahr genug!“ meinte der Propst und betrachtete den alten Schmuck, dessen silberne Einfassung von der Zeit geschwärzt war.

Es wurde nach langen Ueberlegungen beschlossen, der Propst sollte auf passende Weise den ungefähren Werth des Schmuckes zu erforschen suchen. Man brach einen Stein heraus, und dieser wurde an den Magister Axel Friman geschickt, welcher jetzt eine Erklärung über das geheimnißvolle Kreuz und über die Möglichkeit erhielt, daß dieses Ruhe und Freude in Lundby einführen könnte. Er eilte zu einem Goldschmied, welcher nach langem Reden und vielen Umschweifen mittheilte, daß er sich eigentlich nicht darauf gelegt hätte, den Werth edler Steine zu verstehen; doch wüßte er so viel, als daß dieses ein wirklicher Edelstein wäre, den man eben nicht — wie der Meister sich ausdrückte — für einen Butterpreis haben könnte, und dies war alles, was hier zu erfahren war.

Axel, der jetzt in M. als Collega angestellt war, eilte gleichwohl jetzt — was er sonst nicht beabsichtigt hatte — zu dem Propste, wie er es nannte, nach Hause zu reisen. Jetzt hatte die Kapitainin auf Lundby einen thätigen Helfer bekommen, wenn jemals ein solcher zu finden ist. Der große Rath, der Propst, der Patron und der Drechsler, traten zusammen, und Magister Friman wurde zum adjungirten Mitgliede ernannt und beschlossen, der Magister sollte zwischen Weihnachten und Neujahr nach Stockholm reisen, um die Sache klar zu machen.

Die friedliche Familie auf Lundby wußte gar nichts von ihrer Gefahr und eben so wenig von den Bekümmernissen ihrer Freunde. So gehen wir armen Menschen oft hier in der Welt froh und ruhig unsern Weg dahin, während unsre Freunde in einer andern um unsertwillen bekümmert sind.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.